

## Werk

**Titel:** Werder's Hamlet-Vorlesungen

**Autor:** Prölfs, Robert

**Ort:** Weimar

**Jahr:** 1879

**PURL:** [https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?338281509\\_0014|log10](https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?338281509_0014|log10)

## Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)  
SUB Göttingen  
Platz der Göttinger Sieben 1  
37073 Göttingen

✉ [info@digizeitschriften.de](mailto:info@digizeitschriften.de)

## Werder's Hamlet-Vorlesungen.<sup>1)</sup>

Von

**Robert Prölfs.**

Es sind zwei Umstände, welche zu einer eingehenderen und zugleich strengeren Beurtheilung der von Professor K. Werder an der Berliner Universität gehaltenen Vorlesungen über Shakespeare's Hamlet (Berlin, 1875, Wilh. Hertz) auffordern. Der erste ist, daß diese Vorlesungen den Anspruch erheben, ihren Gegenstand in völlig erschöpfender Weise aufgeklärt und die darüber im Laufe der Zeiten entstandene und offen gebliebene Controverse für immer endgültig entschieden und geschlossen zu haben. Der andre liegt in der polemischen Färbung des Buchs, dem es vor allem um eine Ehrenrettung des ethischen Charakters des dänischen Prinzen zu thun ist. Scheint doch Herr Werder jeden Zweifel an dessen ethischer Makellosigkeit als ein Attentat auf des Dichters eigene Sittlichkeit ansehen zu wollen. Schon Goethe, welcher in Hamlet zwar ein schönes, reines, edles, höchst moralisches Wesen sah, habe den Grund zu dieser Verkennung gelegt, insofern er ihm gleichwohl eine gewisse, wenn auch nur physische Schwäche nicht glaubte absprechen zu dürfen. Seit aber Schlegel die Schwächen des Helden noch schärfer betont und einzeln hervorgehoben, habe die Kritik sich darin gefallen, einen der edelsten Charaktere und hierdurch zugleich einen der größten Dichter auf's unwürdigste zu verunglimpfen und das Verständniß dieser gewaltigen Dichtung mehr und mehr zu beirren und zu verdunkeln.

Ist es nicht wunderlich, dieselben Männer, welche nur eben von Rümelin und dessen Nachfolgern ihre Zurechtweisung und Abfertigung,

---

<sup>1)</sup> Nachstehender Aufsatz erschien zuerst in etwas anderer Form im Feuilleton der Dresdner Zeitung, Jahrg. 1875.

wegen der blinden Vergötterung des Dichters empfinden, hier wieder der geflissentlichen Herabsetzung desselben geziehen zu sehen — dort wie hier aus demselben Grunde, weil es ihnen dabei nur um die Verherrlichung des eigenen Geistes, Urtheils und Scharfsinns, doch nicht um die Erkenntniß ihres Gegenstandes zu thun gewesen sein soll?

Ob dieser Vorwurf aber nicht mit weit größerer Berechtigung auf Herrn Werder zurückfallen sollte, da ein Vergleich mit den hierher gehörigen Schriften eines Gervinus, Ulrici, Kreisig u. A. diese ungleich ruhiger, sachlicher und objektiver, und darum auch wissenschaftlicher erscheinen läßt als dies Herr Werder leider nachgerühmt werden kann, der sich nicht selten für seine Zwecke rhetorischer Mittel bedient, mehr zu überreden und zu betäuben als zu überzeugen sucht und in seinen Auslegungen ebenso gekünstelt wie gewalthätig ist.

Es ist auch nicht richtig, daß die Kritik des Hamlet seit Goethe einzig zur Verdunkelung seines Verständnisses hingeführt habe. Schon zu Shakespeare's Zeit — wie sehr der Einfluß, welchen er selbst auf die Darstellung ausübte, dazu beitragen mußte, seine Absicht in größerer Deutlichkeit daraus hervortreten zu lassen — werden die Urtheile über diesen Charakter aus einander gegangen sein. Nachdem aber die Werke des Dichters durch die englische Revolution so in Vergessenheit gerathen waren, daß sie gleichsam neu entdeckt werden mußten, war die Wiederaufnahme derselben mit Erscheinungen verbunden, die für den Mangel eines zureichenden Verständnisses derselben das beredteste Zeugniß ablegten. Es entstanden jene Alterationen der Shakespeare'schen Dramen, welche zum Theil zu den ausschweifendsten Umgestaltungen und Verstümmelungen derselben führten und bis auf den heutigen Tag in unzähligen Bühnenbearbeitungen eine reiche Nachfolge hatten. Das annähernde Verständniß des Dichters ist daher keineswegs durch die theatralischen Aufführungen, sondern durch die Bemühungen seiner Erklärer zu einem sich mehr und mehr verbreitenden Gemeingut geworden, wobei nicht geläugnet werden soll, daß auch sie manche Irrthümer in ihm hineinbrachten. Selbst noch die Irrthümer in den Auffassungen eines geistvollen Kopfes sind aber nicht selten geeignet, ein auffallendes Licht über einzelne Punkte seines Gegenstandes zu verbreiten. Herr Werder giebt dies auch zu, indem er seine polemischen Angriffe damit entschuldigt, daß die von ihm abweichenden und von ihm bekämpften Ansichten zur Verdeutlichung seiner eigenen eine sehr energische Beihülfe, als Folie abgeben würden.

Die Auffassung eines aesthetischen Gegenstands ist aber immer mehr oder weniger eine individuelle; weil sie es mit einer reichen Mannichfaltigkeit verschiedener sich an ihm darbietenden Verhältnisse

zu thun hat. Welche von diesen Verhältnissen nun zunächst und vorzugsweise in Betracht gezogen werden, hängt von der allgemeinen Kunst- und Lebensanschauung, dem Gemüthszustande, der Geistesrichtung usw. des Betrachtenden ab. Wie frei wir uns auch bei der Auffassung eines solchen Gegenstandes wännen, so treten wir doch nie ohne jegliches Vorurtheil an ihn heran, und es sind gerade diese Vorurtheile, welche uns, ohne daß wir es ahnen, bestimmen, einzelne jener Verhältnisse schärfer in Betracht zu ziehen, andre dagegen zu übersehen. Auch Herr Werder war ohne Zweifel von solchen Vorurtheilen nicht frei, und es sind deren wesentlich zwei, von denen ich ihn bei der Auffassung des Shakespeare'schen Hamlet bestimmt finde. Das erste ist, wie schon bemerkt, der Glaube an die makellose ethische Idealität und Schuldlosigkeit des tragischen Helden; das andre, eine gewisse theosophische Ansicht von der himmlischen Gerechtigkeit, die eben deshalb sowohl das Pathos des Dichters wie das seines Helden ausmachen soll. Man wird wohl schon die Erfahrung gemacht haben, daß, hat man nur einmal eine gute Meinung von einem Menschen gewonnen, man nur zu leicht geneigt ist, seinen Handlungen überall die besten Motive unterzulegen, ja ihm wohl sogar seine Fehler zu Tugenden anzurechnen oder doch durch außer ihm liegende Verhältnisse zu entschuldigen. Es giebt freilich auch eine andere Art Liebe, die eifersüchtig darauf, ihren Gegenstand so makellos wie möglich zu finden, selbst noch den kleinsten Elecken an ihm bemerkt. Herrn Werder's Liebe zu seinem Helden ist von der ersten Art, wogegen das, was er bei andern Auslegern des Dichters für niedere Gehässigkeit hält, vielleicht nur diese zweite, strengere Form der Neigung und Liebe ist.

Wie sehr aber Herr Werder unter dem zweiten der obengedachten Vorurtheile steht, geht daraus hervor, daß trotz seines Eifers gegen diejenigen, welche Hamlet's Schwächen zur Darstellung bringen, er selbst doch noch ungleich härter über ihn urtheilen würde, falls er seine theosophische Anschauung von ihm nicht getheilt fände. 'Wenn den Worten Hamlet's wirklich zu trauen wäre,' — heißt es bei ihm — 'welche immer dem Anscheine nach klängen, als könnte und dürfte er, was er möchte, und unterließe es nur aus subjektiven Gründen', und welche doch immer einen andern Sinn haben müßten (nämlich den ihnen von Herrn Werder unterlegten theosophischen), weil er es in Wahrheit *nicht* konnte und *nicht* durfte — so würde er versucht sein, ihm zuzurufen: 'Mensch, wenn es so steht, so hör' einmal auf mit dem Gezerr und mach' ein Ende! Wenn du in Wahrheit überzeugt bist, und nach der Wahrheit der Sachlage deine Ueberzeugung sein muß, daß es nur viehisch, nur eine Schande, nur deiner Menschheit unwürdig ist, nicht

dreinzuschlagen, und nur deine Feigheit, Skrupelsucht, Unschlüssigkeit oder irgend eines der Motive, welche die Kritik dir anfabelt (!), dich abhält es zu thun: so bist du die Erbärmlichkeit in Person. Wenn du keiner Ueberzeugung folgen kannst, ein Recht nicht geltend zu machen verstehst, das dir in der That sachlich frei steht geltend zu machen, alle deine geistreiche Betrachtung dich immer nur belehrt, daß du *nicht* kannst, *was* du kannst: so bist du ein Narr, ein Unwesen" — das als Hauptfigur dieses Trauerspiels unter der Kritik wäre!

Blickt aus der Heftigkeit dieser Exclamationen und aus diesen Uebertreibungen nicht die Befangenheit des Vorurtheils deutlich genug hervor, welches Herrn Werder's Auffassung leitet? Wie aber, wenn er nun gleichwohl nicht Recht hätte und die von ihm angefeindete Kritik, doch das Richtigere träge, indem sie den Worten Hamlet's in einem bestimmten Umfang vertraut; wenn Hamlet denn doch einige der Fehler und Schwächen, deren er sich selbst so freigebig und gewiß übertreibend beschuldigt, wirklich besäße, wenschon gewiß sie nicht allein: — würde Herr Werder, wie sublim auch die Absicht ist, die er dem Dichter und seinem Gedichte zu leihen sucht, beide nun doch nicht noch ungleich tiefer herabgesetzt haben, als irgend einer seiner früheren Erklärer? Und vielleicht nicht einmal mit *irgend* welcher Berechtigung. Oder wäre es wirklich die Aufgabe der Tragödie, die makellose Sittenreinheit, die schuldlose Unfehlbarkeit zum Helden zu wählen? Hat Shakespeare dies irgend noch sonstwo in seinen Dramen gethan? Hat Romeo nicht und haben nicht Othello und Brutus ihre Schwächen, Härten und ihre Schuld? Ueberwiegen bei Macbeth, und selbst bei Bolingbroke, von Richard III. gar nicht zu sprechen, die schlimmen Eigenschaften nicht bei weitem die guten? Ist Richard II. nicht ebenfalls überwiegend ein passiver Held? Und hätte Shakespeare nur gerade hier davon abweichen sollen, die Natur des Menschen nicht bloß von Seiten ihres Adels und ihrer Größe, sondern zugleich ihrer, ihn in eine bestimmte Verschuldung reißenen Einseitigkeit und Beschränktheit zur Erscheinung zu bringen? Und wenn er es selbst hier gemußt hätte, was hätte ihn wohl zugleich zwingen sollen, diese Absicht durchgehends unter dem Schein des entgegengesetzten Verhaltens zu verbergen, so daß selbst die bedeutendsten Kenner und Verehrer des Dichters bisher nichts davon wahrnehmen konnten?

Selbst Goethe — ich sagte es schon —, wie sehr er den Prinzen auch schätzte, zieh ihn der Schwäche. Die sinnliche Stärke, welche den Helden macht, sollte ihm fehlen. Nur deshalb sah Goethe ihn unter einer Last zu Grunde gehen, die er weder tragen, noch abwerfen kann. 'Jede Pflicht ist ihm heilig, diese zu schwer. Das Unmögliche wird von ihm

gefordert; nicht das Unmögliche an sich, sondern das, was *ihm* unmöglich ist.'

Herr Werder findet dagegen, daß die Schwäche, deren Goethe Hamlet beschuldigt, eben nur die Schwäche seiner Erklärung sei. Was man die Schwäche Hamlet's zu nennen beliebe, sei im Gegentheil just seine Stärke. Es sei der Ausfluß seiner Tugend, Besonnenheit, seiner sittlichen Selbstüberwindung. Die sinnliche Stärke, den König zu tödten, besitze er eben so gut, als ein Anderer. Wenn er es gleichwohl nicht thue, so geschehe es nur, weil er es nicht thun könne und dürfe, *jetzt* noch nicht dürfe — weil diese That, obschon sie ihm auferlegt sei, obschon ihm sein eigenes Blut dazu dränge, doch andererseits an Bedingungen gebunden sei, die zu erfüllen, unter den gegebenen Umständen, nicht nur über seine, sondern über Menschenkraft überhaupt hinausgehe. — Der Grundfehler der Ausleger sei eben der, sich zu viel mit Hamlet's Charakter zu schaffen gemacht und darüber den seiner Aufgabe aus den Augen verloren zu haben. — Ist es aber Herrn Werder nicht ebenfalls und vor Allem um die Ehrenrettung, um die ethische Rechtfertigung von Hamlet's Charakter zu thun? Verliert er die Aufgabe Hamlet's nicht ebenfalls selbst aus den Augen, indem er ihr seine vorgefaßte Meinung substituirt?

Zwar bezweifle auch ich, daß es Hamlet wirklich an sinnlicher Stärke zur Ausführung seiner Aufgabe gefehlt habe. Er giebt uns in verschiedenen Momenten ganz unverkennbare Proben von ihr. Goethe hätte daher zu untersuchen gehabt, aus welchem besonderen Grunde sie ihm nur gerade hierzu gefehlt habe. Die Aufgabe selbst aber läßt er den Prinzen ganz in dem Sinne auffassen, in welchem der Geist sie an diesen gerichtet. Herr Werder dagegen in einem solchen, daß Hamlet, obschon es ihm keineswegs an der nöthigen Kraft dazu fehlt, sie gleichwohl zur Zeit noch nicht ausführen konnte und durfte. Hinter der Aufgabe des Geistes sehe er die eines Höheren, welcher durch ihn die göttliche Gerechtigkeit in diesem besonderen Falle an diesem besonderen Frevel schon auf Erden in vollkommener Reinheit vollzogen wissen wolle; welches indessen nur möglich, insofern die Schuld und hierdurch die Berechtigung der Strafe dem Auge der Welt ganz unwiderleglich offenbar gemacht worden sei. Denn zur tragischen Rache gehöre die Strafe, zur Strafe das Recht, und zum Rechte die Ueberzeugung davon für die Welt.

Das Letztere biete nun eben Hamlet eine unlösliche Schwierigkeit dar. Es sei seine Noth, sich fort und fort zu etwas getrieben zu finden, was auszuführen nicht nur seine, sondern alle menschliche Macht über-

steige. Sein Zögern sei daher niemals Schwäche, sondern immer nur Selbstüberwindung. —

Versuchen wir, ob und in wie weit diese Annahme sich aus den Vorgängen und Handlungen des Stückes erschließt, ob und in wie weit sie überhaupt mit ihnen auch nur im Einklange steht.

Die an Hamlet ergangene Aufgabe findet sich lediglich in den Worten des Geistes niedergelegt. Sie geht ihrem Sinne nach dahin: sofern er seinen Vater je liebte, den an diesem heimlich verübten unerhörten Mord zu rächen, und zwar an Demjenigen, der jetzt seine Krone trage, nachdem er zuvor die scheinbar tugendsame Königin zu Treubruch und schnöder Unzucht verführt habe:

‘Hast du Natur in dir, so leid’ es nicht;  
 Laß Dänmarks königliches Bett kein Lager  
 Für Blutschand’ und verruchte Wollust sein.  
 Doch wie du immer diese That betreibst —  
 Befleck’ dein Herz nicht, dein Gemüth ersinne  
 Nichts gegen deine Mutter; überlaß sie  
 Dem Himmel und den Dornen, die im Busen  
 Ihr stechend wohnen.’

Man hört, der Geist stellt seine Forderung durchaus nicht im Auftrag eines Höheren. Es ist nur seine eigene individuelle menschliche Natur, die, sie zu stellen, ihn antreibt. Sie ist auf nichts, als auf Wiedervergeltung einer persönlich erlittenen Gewaltthat, auf die Reinigung seines königlichen Bettes von der Person des Frevlers und Mörders, keineswegs aber auf Wiederherstellung seines Namens und seiner Ehre gerichtet, noch auf die eines erschütterten und verletzten öffentlichen Rechtszustandes, die beide bei der Heimlichkeit jener That bis jetzt gar nicht in Frage gestellt worden waren. — Geheim, wie das verübte Verbrechen, könnte, ja müßte sogar diese Wiedervergeltung vollzogen werden, wenn sie der Forderung des Geistes entsprechen sollte, der sie ganz nur auf den mörderischen König beschränkt, ja der verhüten will, daß Hamlet irgend etwas gegen seine Mutter dabei unternahme und hierdurch sein Herz beflecke. Das Verbrechen des Königs in seinem ganzen Umfange an das Licht der Oeffentlichkeit zu ziehen und durch einen Akt öffentlicher Gerechtigkeit zu sühnen, würde daher dieser Forderung gerade zuwider laufen. Nur also um Rache, um persönliche Genugthuung handelt es sich in der Forderung des Geistes, und wenn es auch dunkel gelassen ist, auf welche Weise Hamlet dieselbe vollziehen soll, so ist doch gewiß die Tödtung des Königs nicht davon ausgeschlossen. Beruft sich der Geist doch nur auf die Natur. Und nach dem Sinne

der Zeit konnte unter Rache hier kaum etwas Anderes als Blutrache verstanden sein. Der einschränkende Nachsatz:

‘Doch wie du immer diese That betreibst,  
Befleck dein Herz nicht’ --

bezieht sich wohl nur auf das Folgende, das ihn noch näher bestimmt:

‘dein Gemüth ersinne  
Nichts gegen deine Mutter’ --

was wieder ganz im Geist der Natur ist, und wodurch dann zugleich der an dem König zu vollziehende Racheakt, wie blutig er auch sein mochte, doch als ein solcher bezeichnet wird, der sein Herz eben *nicht* beflecken würde. Wollte man aber diese Beziehung nicht zugeben, so würde jener Nachsatz doch wohl nur dahin zu deuten sein, daß Hamlet durch den Racheakt sich nicht zu gewalthätigen Handlungen gegen Dritte hinreißen lassen solle, was nichtsdestoweniger später geschieht.

Die That, wie sie hiernach, ohne jede künstliche Deutung, sich aus den Worten des Geistes ergibt, war aber gleichwohl von großem Gewicht. Wie gerecht auch immer, blieb sie doch eine Gewaltthat, geeignet, einen tiefen Schatten auf Hamlet's ferneres Leben zu werfen; obschon der Dichter den Unterschied zwischen der seinem Helden und der dem Orest auferlegten Aufgabe durch die oben erwähnte Einschränkung ausdrücklich betont zu haben scheint. Wurde dieser doch nur wegen des an seiner Mutter -- nicht wegen des an Aegisth, ihrem Gatten und seinem, nicht durch Geburt, sondern durch Frevel zur Krone gelangten Könige -- begangenen Mordes von den Erinnyen verfolgt.

Im Grunde legte der Geist seines Vaters ihm nichts anderes auf, als was der Geist der Blutrache auch ohne Stimme aus einer anderen Welt ihm geboten haben würde, falls er um das an seinem Vater begangene Verbrechen gewußt hätte. Nur diesen Geist der Blutrache fand aber Shakespeare in seiner Quelle vor und personificirte denselben in der sinnlichen Erscheinung des Geistes, um ihm eine dramatischere Form und seinem Gebot einen dramatisch wirksameren Ausdruck zu geben.

Wie anders als das Gebot des abstrakten Begriffs oder des bloßen subjektiven Gefühls der Rache mußte nicht das Mahnwort des in schauer- voll ergreifender sinnlicher Gegenwart dem Zuschauer vor Augen tretenden väterlichen Geistes mit seiner Leidensmiene und seinem marker- schütternden Klage-ton auf letzteren einwirken! Welche ganz andere Wirkung muß der Zuschauer eben darum bei Hamlet voraussetzen!

Es ist hiernach zweifellos, daß Herr Werder der Forderung des Geistes zu Gunsten seiner vorgefaßten Meinung eine Bedeutung leiht,

welche im entschiedensten Widerspruche mit ihrem Wortlaute steht, weil sie die Bloßstellung der Mutter bedingen würde, die jener doch gerade geschont wissen will: einmal, weil sonst der Frevel des Königs nicht völlig an's Licht gezogen werden könnte; sodann, weil es als eine Inconsequenz der göttlichen Gerechtigkeit empfunden werden müßte, den einen Verbrecher bestraft, den andern frei ausgehen zu sehen. Gleichwohl soll Hamlet die Forderung des Geistes in keinem andern, als in dem ihr von Herrn Werder unterlegten Sinne verstehen, in keinem andern verstehen können; d. h. nicht nur Hamlet, sondern auch der Geist müßte etwas ganz anderes sagen, als er meinte; und es fragte sich nur, wem in dem Stück wir überhaupt noch glauben sollen oder warum die Personen darin überhaupt noch sprechen, da wir nach dem, was sie sagen, sie ja doch nicht verstehen sollen. Freilich nur soweit dies gerade zu Herrn Werder's vorgefaßter Meinung paßt. Denn da es für diese sich wesentlich darum handelt, die Hamlet gestellte Aufgabe, zu einer ganz unlösbaren zu machen, so mußte nicht nur die Forderung des Geistes einen dem entsprechenden, wenn auch aus nichts zu errathenden Sinn haben, sondern es mußten die äußeren Verhältnisse, unter denen Hamlet stand, auch von einer entsprechenden Beschaffenheit sein. Daher denn einerseits die Lage des Königs eine durch seine persönlichen Eigenschaften und die Autorität seiner Würde, welche die Nation fast ausnahmslos für ihn eingenommen und durch Loyalität an ihn gebunden haben, völlig unangreifbar — andererseits die Stellung Hamlet's eine so isolirte und von allen Seiten bedrohte und umspähte sein soll, daß weder sein Wort Glauben, noch sein Thun eine Stütze im Volke erwarten konnte; aus welchem Grunde dieses letztere noch überdies als ein wahrer Pfuhl von Verderbniß geschildert wird. 'Das Gift, die Lüge, die Verführung haben die Gewalt; das Lotterleben ist da; von Außen wüster Taumel, im Innern Laster und Verbrechen. Von einem honetten, tüchtigen Mann ist außer dem einen Horatio keine Spur. Ein sittliches Miasma liegt auf Helsingör, das in dem einen unverbesserlichen Sünder seinen Hauptfeind hat.' — Eben so leicht wie über das hier vorliegende Bedenken, daß ein so allgemein verderbter Zustand unmöglich das unmittelbare Ergebniß der Regierung eines der weisesten, kräftigsten Fürsten — denn als solcher wird uns Hamlet's Vater geschildert — sein könne, setzt sich Herr Werder auch über den Widerspruch hinweg, in welchem ein solcher Zustand gerade mit der von ihm vertretenen Idee stehen würde. Denn wenn wirklich, wie er behauptet, die göttliche Gerechtigkeit nur erst dadurch wirklich und wirksam werden kann, 'daß der Verbrecher gerichtet wird in der allgemeinen Vernunft, in der Meinung der Welt,' so würde sie unter diesen Verhält-

nissen selber ganz so machtlos sein wie Hamlet es nach Herrn Werder gewesen sein soll; sie hätte durchaus keine Aussicht auf Verwirklichung, weil Roheit und Laster, auch von der Schuld überführt, noch immer für den Schuldigen offen und heimlich Partei nehmen würden. Wie es denn überhaupt ein innerer Widerspruch ist, die göttliche Gerechtigkeit von der Anerkennung von Menschen abhängig zu machen, welche Hamlet nur mit Schauer und Verachtung erfüllen sollen, und in diesem Abschaum der Menschheit die allgemeine Vernunft zu sehen.

Indessen steht es doch mit der dänischen Nation noch nicht ganz so schlimm, als Herr Werder im Interesse seiner Auslegung uns so gern überreden möchte. Die weltverachtenden Ausbrüche Hamlet's allein widerlegen dies nicht. Wir sehen ja wohl, daß er sich selber kaum milder als die übrige Welt beurtheilt, und zwar schon deshalb, weil er überhaupt einen Hang zur übertreibenden Darstellung hat. Dazu kommt, daß Hamlet kein Staats- und historisches Drama, sondern ein psychologisches und Familien-Drama ist; daß sich die Handlung fast ausschließlich am Hofe in der unmittelbaren Umgebung des Königs bewegt, welcher seiner Natur nach gerade die schlechteren Elemente zu sich heranziehen mußte. Es ist zwar nicht ausgemacht, daß Polonius den Kuppler zwischen der Königin und dem König gespielt, gewiß aber besitzt er die nöthige Weite des Gewissens dazu. So niedrig wie Herr Werder ihn stellt erscheint er jedoch trotz alledem nicht; dafür spricht schon der Eindruck, welchen sein Tod auf seine Kinder hervorbringt. Und wenn wir in diesen letzteren selbst wieder einem bedenklichen Zuge aus der Natur ihres Vaters begegnen, so halten sich doch in Laertes die guten und schlimmen Eigenschaften so ziemlich das Gleichgewicht, während in Ophelia die ersteren sogar entschieden überwiegen. Auch muß es selbst für die nächste Umgebung des Königs noch sprechen, daß er in ihr die geeigneten Werkzeuge zum Aushorchen Hamlet's nicht fand, sondern sie erst aus der Ferne herbeirufen mußte; sowie wieder für diese (Rosenkranz und Gildenstein), daß sich dieselben anfänglich als Neulinge in der Kunst der Verstellung zeigen und dem König über Hamlet, obschon ihnen dieser dazu den Anlaß gegeben, nichts Nachtheiliges hinterbringen. Osrick ist wohl der Einzige, welcher die von Herrn Werder geschilderte Welt voll repräsentirt. Wogegen neben Horatio auch noch der biedere, schlichte Marcellus, die geschäftskundigen Voltimand und Cornelius, sowie auch Bernardo einen lichterem Gegensatz darbieten.

Wohl ist im Staate Dänemarks etwas faul. Wenn aber Marcellus dies mehr nur im Tone der Ahnung als der Gewißheit sagt, so verwandelt Herr Werder frischweg dies 'etwas', im Tone vollster Ueber-

zeugung, in 'Alles!' Und doch hätte es ihm auffallen müssen, wie sichtbar und ängstlich der Schlechteste unter den Schlechten, der König, bemüht ist, seine verderblichen Absichten und seine Verbrechen unter dem Scheine der Tugend und der Ehrbarkeit zu verbergen, wie er immer nur die dunkeln Schleichwege der List und niemals die der offenen Gewalthätigkeit geht — wie zurückhaltend er selbst gegen die Vertrautesten ist. Dies und das ängstliche Mißtrauen, das ihn gegen Hamlet erfüllt, beweist aber, daß er das Urtheil der Welt zu scheuen hat, daß er seine Stellung keineswegs für so unangreifbar hält als Herr Werder behauptet. Der König haßt den Prinzen allerdings mehr als er ihn fürchtet, weiß er ihn, wie er uns selbst sagt, für 'achtlos, edel, frei von jedem Arg' hält. Er fürchtet weniger *ihn*, als die Liebe des Volkes zu ihm, seinen Anhang. 'Er ist beliebt, bei der verworrenen Menge', — so hören wir ihn das eine Mal klagen; ein ander Mal, 'daß der große Hauf an ihm so hängt: Sie tauchen seine Fehl' in ihre Liebe.' Wenn er ihn schont, so ist eben dies, außer der Rücksicht auf die Liebe der Mutter, der Grund, derselbe Grund, aus dem er ihn aber zugleich auch fürchtet. Woraus sich erklärt, warum der König, obschon er Hamlet unter seinem Auge zu behalten sucht, es doch nur unter dem heuchlerischen Scheine der Liebe zu thun wagt und sorglos dessen Freiheit zu beschränken nicht weiter für nöthig hält. Nur ausnahmsweise, zu einem bestimmten Zweck, sehen wir Hamlet von ihm und von Polonius belauscht. Selbst Rosenkranz und Gündensterne giebt er nur den Auftrag, ihn auszuforschen, nicht aber, ihn zu überwachen. Er überläßt es später der Königin, ihm eine Wache zu setzen, was allem Anscheine nach aber doch nicht geschieht. Hamlet ist vielmehr so unbeobachtet, daß der König noch bei Ankunft der beiden Schulfreunde nichts von dessen Verhältniß zu Ophelia zu wissen scheint, daß Polonius erst von seiner Tochter den Abbruch ihres Verkehrs mit dem Prinzen erfahren muß.

Und ebensowenig wie Hamlet überwacht, erscheint seinerseits der König selbst wieder bewacht. Wie könnte er sonst so völlig in Hamlet's Hände fallen, wie dies nach dem Schauspiel beim Beten geschieht? Und wenn Hamlet ihn hier nicht tödten wollte, weil es ihm vor allem um die Rechtfertigung einer solchen That zu thun sein müßte und wirklich zu thun wäre — er selbst giebt freilich ganz andere Gründe seines Zauderns hier an: warum hätte es ihm dann beim Schauspiel nicht ebenso gut gelungen sein können als es dem Laertes gelingt, der sofort einen Anhang findet und im ersten Anlauf die armselige Schutzwehr niederwirft, welche den König umgiebt, so daß dieser widerstandslos in seinen Händen ist. Er, gestützt auf die Liebe des Volkes, mit seinem Anspruch auf Dänemarks Thron, mit dem Zeugniß Horatio's, Marcellus',

Bernardo's zur Seite, gegenüber dem in seinem Schuldbewußtsein völlig vernichteten König? Wer würde sich hier gegen ihn auflehnen, da keiner ihm in den Arm zu fallen wagt, als er später beim Wettkampf wirklich den König durchsticht? Man muß sich eben gegen alle That-sachen verblenden, wenn man behauptet, daß es Hamlet an der Ge-legenheit, das Gebot des Geistes selbst noch im Sinne Herrn Werder's zu erfüllen, gefehlt habe. Denn Alles spricht ja dagegen, die Selbst-vorwürfe Hamlet's sowohl, wie der leisere Vorwurf des Geistes bei dessen zweitem Erscheinen. Ja selbst bei seinem ersten Erscheinen zeigt der Geist schon Bedenken:

‘Du scheinst mir willig:

Auch wärest du träger, als das feiste Kraut,  
Das ruhig Wurzel treibt an Lethe's Bord,  
Erwachtst du nicht hier —’

sowie später:

‘Hast du Natur in dir, so leid' es nicht.’

Denn Hamlet gehört zu den Naturen auf die vor allen Andern die Worte des Königs im Schauspiele passen:

‘Der Vorsatz ist ja der Erinnerung Knecht,  
Stark von Geburt, doch bald durch Zeit geschwächt.’

Rasch erregt, phantasievoll, ergiebt er sich jedem Eindruck mit voller Ausschließlichkeit, betrachtet er die Dinge mit der ganzen Ein-seitigkeit seiner momentanen Stimmung. Er, der die Mutter, noch ehe er ihr eigentliches Verbrechen kennt, mit einer Härte verurtheilt, die nicht *einen* Versuch, sie zu entschuldigen in ihm aufkommen läßt; der in der Empörung über solchen Wankelmuth in ihr das *ganze* Geschlecht verurtheilt, auf die *ganze* Welt mit Verächtlichkeit blickt: er hat über diesem Anblick, diesem Gefühl, diesem Gedanken seine Liebe zur schönen Ophelia ebenso vergessen als vorher über diese Liebe das Gefühl seiner kindlichen Pflicht, die Trauer über den Verlust seines kürzlich verstor-benen Vaters, zu dessen Leichenbegängniß er nur eben nach Helsingör gekommen war. Denn obschon Laertes, wie sich aus der Ueberschrift des uns durch Polonius mitgetheilten Briefes erkennen läßt:

‘An die reizende Ophelia, an ihren trefflichen zarten Busen —’

diese Liebe mit einigem Recht als bloßes Liebesgetändel, als ein Spiel des Bluts bezeichnet, wie sie ja Hamlet selbst ohne Zweifel mit zu den thörichten Gedanken rechnet, die er von der Tafel der Erinnerung weg-lösen will, so mag ihn dieselbe doch wohl zunächst mit einer solchen Heftigkeit und Ausschließlichkeit ergriffen haben, daß er mit kaum minderem

Recht in seiner überschwänglichen Weise von sich sagen darf:

‘vierzigtausend Brüder

Mit ihrem ganzen Maß von Liebe hätten

Nicht meine Summ’ erreicht.’

Wie fast alle Erklärer der Dichtung hat auch Herr Werder diese Verhältnisse, so sehr sie der Dichter in’s Licht gestellt, fast ganz übersehen. Es ist ihm nicht aufgefallen, daß Hamlet zu der Zeit, da wir ihn den melancholischsten, weltverachtendsten, bis an den Selbstmord streifenden Betrachtungen nachhängen sehen, eben nur erst vom höchsten Reize des Lebens, vom Zauber der Liebe auf’s tiefste ergriffen gewesen war.

In solcher Lage empfängt er die Nachricht von der Erscheinung des Geistes. Ein Furchtbares ahnend, hat er keinen andern Gedanken, als diesen zu sehen. Der Geist erscheint, und noch ehe ihm derselbe seine Forderung zu stellen vermag, ist es Hamlet schon selbst, der sich freiwillig, Rache zu nehmen, erbietet. Doch freilich giebt es für ihn hier noch keinen Zweifel an der Echtheit dieser Erscheinung, kein Bedenken an der Wahrhaftigkeit ihrer Aussagen, noch an der Berechtigung der Rachethat. Ja, diese Sicherheit klingt in den ersten Momenten nach dem Verschwinden des Geistes noch nach. *Sein* zu gedenken, *sein* Gebot soll fortan der einzige Inhalt seines Lebens sein. Von einer höheren Pflicht ist hier, wo uns der Dichter doch Hamlet’s geheimste Gedanken enthüllt, so wenig die Rede, wie von Bedenken und Schwierigkeiten. — Die *Ausführung* des Gebotes rückt sich ihm aber mit diesem Gedanken zugleich in die Ferne. Es treu und unauslöschlich in seinem Gedächtniß zu bewahren, scheint ihm hier schon fast gleichbedeutend mit dessen Erfüllung zu sein. Nicht was Herr Werder den Geist von Hamlet’s Aufgabe (im Unterschiede von der Aufgabe des Geistes) nennt, nicht ihre Unlösbarkeit ist’s, was Hamlet hier vor die Seele tritt, sondern (bei den Stimmen der nahenden Freunde) einzig die Furcht, das, was seine vom tiefsten Mißtrauen erfüllte Seele bestürmt, zu verrathen. Und da er von diesen nun unverbrüchliches Schweigen fordert und sich vom Geiste hierbei unterstützt findet, scheint ihn zum ersten Male ein Zweifel an der Realität der Erscheinung zu beschleichen. Herr Werder giebt dem hier folgenden Spiel zwar die Auslegung, Hamlet solle hierdurch inne werden und werde auch inne, daß der Geist sich fortan fest an ihn hefte. Es läßt sich hiermit aber schwer vereinen, daß er die Erfüllung seiner Aufgabe gerade jetzt und hier in die Ferne rückt:

‘Da mir’s vielleicht in Zukunft dienlich scheint’ usw.

Sein früherer Ungestüm ist jetzt schon der Klage gewichen, daß

gerade auf ihn diese Schmach gehäuft, daß gerade er mit der Sühne dieses Mordes betraut sei.

Daß zwischen dem ersten und zweiten Akte ein Zeitraum von mehreren Wochen liegt, geht aus einer Rede Ophelia's beim Schauspiele hervor, welches nur einen Tag nach Beginn des letzteren stattfindet. Hamlet hat nämlich hier, um die Unbeständigkeit weiblicher Liebe zu brandmarken, gesagt: 'Seht nur, wie fröhlich meine Mutter aussieht, und doch starb mein Vater vor noch nicht zwei Stunden' — was Ophelia dahin berichtet: 'Nein, vor zweimal zwei Monaten.' Da nun am Tage der Erscheinung des Geistes Hamlet selbst den Tod seines Vaters um etwa zwei Monate zurückverlegt, so würde hiernach eine ebenso lange Zeit wieder zwischen dem ersten und zweiten Akte anzunehmen sein. Herr Werder bestreitet diese Schlußfolge, weil Hamlet erwidert: 'So lange schon? Ei, so mag der Teufel schwarz gehen, ich will einen Zobelpelz tragen. O Himmel! Vor zwei Monaten gestorben und noch nicht vergessen!' Allerdings steht diese Antwort in Widerspruch mit Ophelia's Angabe. Wem aber sollen wir glauben? Dem in seiner Zeitbestimmung offenbar übertreibenden Prinzen, oder der ruhig berichtenden Ophelia? Herr Werder entscheidet sich für das erstere. Ueberhaupt sei die Zwischenzeit gleichgültig, weil sie für Hamlet's Thun und Lassen nicht in Betracht falle. Eine Pause, in der nichts vorgeht als was nach ihr vorgeht, wäre ein Loch im Stück — ein Leeres, wo es nicht selbst wäre; nur die kritischen Götter, die vom Drama nichts verstünden, wohnten in diesem Porus. — Wie kommt es nun aber, daß sich Herr Werder über diesen Punkt dann so sichtlich ereifert? Ist die zwischenliegende Zeit für die Beurtheilung Hamlet's wirklich so gleichgültig, oder ist sie nur seiner eigenen so unbequem? Wie Hamlet wiederholt die Zeitbestimmung benutzt, um den Charakter der Königin zu beleuchten, so dürfte der Dichter dieselbe zugleich noch dazu benutzt haben, den seinigen schärfer in's Licht zu stellen. Gewiß ist es für die Beurtheilung Hamlet's von Wichtigkeit, ob er in einer Angelegenheit, welche die vornehmste Aufgabe seines Lebens bildet, die ihn im Hinblick auf die zu erleidenden Qualen seines duldenden Vaters zur Eile anspornen mußte, und bei welcher für ihn selbst, wie für die Ausführung derselben, Gefahr im Verzuge lag, eine größere oder nur eine unmerkliche Zeit unbenutzt vorübergehen ließ. Wie Herr Werder uns sagt, nimmt Hamlet im ersten Akte sich vor, ein irres Wesen anzulegen; im zweiten Akte hat er es angelegt — dazwischen liege, was ihn selbst betrifft, eben *nichts*! Ist das aber wohl richtig? Nichts vielleicht als sein Nichtsthun — aber wäre dies Nichtsthun schon nichts? Hören wir doch, daß dieses Nichtsthun bereits die bedenklichsten Folgen hatte, daß er durch sein

Verhalten nicht nur das Herz der armen Ophelia in die angstvollste Unruhe, in den peinlichsten Zustand versetzt, sondern auch, was er damit doch gerade vermeiden wollte, sein Geheimniß auf's höchste gefährdet hat, indem er den Argwohn des rasch und unbedenklich handelnden Königs in bedrohlichster Weise auf sich hinlenkte. Wenn Hamlet es wirklich von Anbeginn als seine nächste Aufgabe betrachtet hätte, den König öffentlich zu entlarven, ihn zu einem öffentlichen Bekenntnisse seines Frevels zu zwingen, so könnte er doch die ihm hierzu gebotene Zeit in keiner Weise, wäre es auch nur zu resultatlosen Versuchen, genützt haben, da es, falls es geschehen, widersinnig sein würde, sich mit so heftigen Anklagen wegen seiner Säumniß zu bestürmen. Wie anders erscheint dagegen der Mörder, den wir, von seinem Verdachte getrieben, in vollster, geräuschloser Thätigkeit sehen. Schon hat er die Zwischenzeit benützt, nach Rosenkranz und Gildenstern auszusenden, um Hamlet durch sie erforschen und belauern zu lassen. Schon sind sie beide von Wittenberg da. Und doch, wenn Shakespeare die inzwischen verflossene Zeit nicht hierdurch mit veranschaulichen wollte, was brauchte er diese Beiden dann erst von Wittenberg her zu bescheiden, da sie ja, ebenso gut wie Horatio, bereits in Helsingör sein konnten?

Doch ist dies nicht das einzige Moment, durch welches der Dichter ganz augenscheinlich diesen Zweck zu erreichen sucht. Er ergreift dazu fast jede Gelegenheit. So gleich in der ersten Scene des 2. Akts, in welcher er Reinhold von Polonius nach Paris senden läßt, um Laertes auf's neue mit Geld zu versorgen. Unmöglich konnte dies unmittelbar nach dessen Abreise geschehen. In der darauf folgenden Scene aber sehen wir auch die Gesandten aus Norwegen wieder zurückkehren, ein Umstand, den Shakespeare aus einem anderen Grunde wohl kaum zu berühren, gewiß aber nicht mit dieser Breite zu behandeln nothwendig hatte. Mit welcher Ausführlichkeit erstattet da Voltimand nicht Bericht — wie Vieles ist nicht inzwischen geschehen. Da hatte erst der alte Norweg die kriegerischen Werbungen seines Neffen zu hemmen — den eigentlichen Zweck derselben in Untersuchung, ihn selbst aber darüber zur Rechenschaft zu ziehen — und erst nachdem dieses Alles geschehen und geschlichtet kehren nun die Gesandten mit neuen Aufträgen und Vorschlägen heim. Doch auch des Prinzen eigenes Verhalten findet sich durch Polonius folgendermaßen zeitlich veranschaulicht:

‘Und er, verstoßen, (um es kurz zu machen)  
 Fiel in 'ne Traurigkeit; dann in ein Fasten;  
 Drauf in ein Wachen; dann in eine Schwäche;  
 Dann in Zerstreung, und durch solche Stufen  
 In die Verrücktheit, die ihn jetzt verwirrt.’

Ophelia, indem sie sich später bei Hamlet über Vernachlässigung beklagt, weist darauf hin, daß sie ihn seit *so vielen* Tagen nicht sah. Und Hamlet, gegen welchen sie gerade zur Zeit, da Laertes verreiste, mit ihrem Empfange sehr freigebig war, bestätigt dies in seiner übertreibenden Weise, indem er bekennt: 'Ich liebte euch einst.'

Was aber die Beurtheilung seines Verhaltens betrifft, so ist zu bedenken, daß Handeln nicht nur im Thun, sondern auch im Unterlassen besteht, daß das eine oft so verhängnißvoll, so schuldvoll ist, wie das andre. Vermag doch der Wille überhaupt nichts weiter, als sich zu dem einen oder anderen zu bestimmen. Was Hamlet inzwischen gethan, ist hier für seine Beurtheilung kaum so wichtig, als was er zu thun unterließ. Seine Passivität wird für ihn und andere fast noch verhängnißvoller als jenes. Es scheint als ob er in dem, was er zunächst nur als Mittel zum Zwecke ergriff, in der vorgenommenen Maske des Wahnsinns, den letzten Zweck seiner Aufgabe selbst schon gelegen fände. Verbringt er doch wie wir hören und sehen, die Zeit, indem er grübelnd und sinnend oder mit Lesen beschäftigt, Stunden lang in einer der Galerien des Schlosses einherwandelt, oder seinen gewohnten Waffenübungen nachgeht, oder sich wohl in Gespräche, selbst mit Personen verliert, die er zumeist noch geringschätzt. Darüber sind nun eben Wochen vergangen, ohne daß er dem wahren Ziele seiner Aufgabe näher getreten wäre, ja näher zu treten auch nur versucht oder beabsichtigt hätte. Das aktive Moment in dieser Passivität tritt zunächst besonders verhängnißvoll in seinem Verhältnisse zu Ophelia hervor. Während der Geist ihm an's Herz legte: was er auch unternehmen möchte, nur den *einen* Schuldigen zu treffen, ist es zunächst gerade die Schuldlose, sie, die ihn mit der ganzen Kraft ihrer Seele liebt, der er Verderben bereitet. Das Verhältniß der beiden Liebenden ist zwar vom Dichter ziemlich im Dunkel gelassen. In seinen Monologen wird es von Hamlet auch nicht *einmal* berührt. Und wenn er sich später auch rühmt, Ophelia in einem Maße geliebt zu haben, welches die Liebe von vierzigtausend Brüdern niemals erreichen würde, so verräth er uns doch nirgends, ob es seinem Herzen einen Kampf, sie aufzugeben, und welchen, gekostet habe.

Herr Werder weiß uns dagegen zu sagen, daß nicht Hamlet, sondern Ophelia es war, die das zwischen ihnen bestehende Verhältniß auflöste, so daß, wenn überhaupt Eines von ihnen, so doch nicht ihn, sondern nur sie, die Schuld hiervon treffe. Und allerdings hören wir sie ihrem Vater berichten, daß sie auf dessen Geheiß die Annahme von Hamlet's Briefen und Besuchen verweigert habe. Ist aber schon *a priori* kaum anzunehmen, daß in einer Ophelia der kindliche Gehorsam stärker

gewesen sein sollte, als die Gewalt einer in einem zweifellos edlen Gemüthe, zugleich aber auch in einer aufgeregten Sinnlichkeit wurzelnden Liebe: so belehren uns die zwischen den beiden Liebenden selbst gewechselten Reden, in denen weiblicher Stolz und das Bewußtsein, belauscht zu werden, Ophelia die größte Zurückhaltung auferlegen und denen wir deshalb um so rückhaltloser vertrauen dürfen, daß in Wahrheit die Verhältnisse doch etwas anders lagen. Nicht nur klagt hier Ophelia (wie schon oben berührt), daß sie Hamlet seit so vielen Tagen nicht sah, sie läßt auch den darin liegenden Vorwurf, sie verlassen zu haben, bestimmter noch in den Worten hervortreten, mit denen sie die Rückgabe seiner Geschenke motivirt:

‘Da ihr Duft dahin,  
Nehmt dies zurück. Dem edleren Gemüthe  
Verarmt die Gabe mit des Gebers Güte —’

so wie in der Erwiderung auf die grausamen Worte Hamlet's: ‘Ich liebte euch nicht’ —

‘Um so mehr denn ward ich betrogen!’

War Hamlet's Verhalten gegen sie nun bloß eine List, eine Prüfung ihrer Liebe und Treue, oder war es wirklich ein Bruch für immer und ewig? Zwangen ihn die Verhältnisse — zwang ihn das Wort des Geistes dazu oder nur ein unseliges Mißtrauen und die Verdüsterung, in der seine Seele befangen war? Herr Werder sagt freilich, daß in der Aufgabe, die Hamlet, trotz ihrer Unlösbarkeit, sich fort und fort zu lösen getrieben finde, für ihn auch die Nothwendigkeit des Bruches, der Aufopferung seiner Liebe liege. Er handle auch hier der idealen Lösung derselben nur angemessen, die ihn, zu seinem Schmerze, wie von jedem anderen Lebensinteresse, auch von Ophelia scheidet. Wie immer und überall, thue er auch hier nur das Rechte und einzig Richtige. — Wäre ihm aber auch — was ich keineswegs zugebe, da es den Worten des Geistes in nichts entspricht, sondern ihnen vielmehr völlig zuwider ist — die Nothwendigkeit wirklich auferlegt, seine Liebe zu opfern, wo wäre die andere, es mit dieser Härte und grausamen Rücksichtslosigkeit gegen die Geliebte zu thun?

Hamlet hat das Verhältniß mit Ophelia abgebrochen, und zwar in Folge, wenn auch gewiß nicht des Gebots, so doch der Mittheilung des Geistes. Wenn er es dem Interesse seines Rachewerks schuldig zu sein glaubte, so war es gewiß nicht das Dringendste, wohl aber das Einzige, was er bis hierher für dasselbe gethan. Wäre Hamlet wirklich, wie Herr Werder behauptet, von der Ueberzeugung durchdrungen gewesen, daß des Geistes Gebot ‘für die Würde seiner Sache und nach

ihrem Maße' nicht ausreiche, daß 'das zureichende Motiv für einen Racheakt nicht von einem Gespenste, sondern vom Lebendigen, und zwar grade von Dem kommen müsse, den und weil er ihn strafen soll, und in einer Weise, die auch für das Auge der Welt keinen Zweifel belasse, daß er die Sache der Gerechtigkeit führe und nach dem Sittengesetze der Tragödie (nach diesem mußte doch Hamlet vor Allem hier fragen) Recht habe' — so würde er demgemäß, wenschon nur resultatlos, auch etwas thun oder wenigstens beabsichtigen müssen, so würden wir wenigstens zu erwarten haben, hierüber irgend etwas von ihm selbst in einem der vielen Monologe zu hören, in denen wir ja das Heimlichste seiner Gedanken belauschen.

Herr Werder weiß jedoch hier, wie überall, wo er sich im Gedränge sieht, den Andersurtheilenden mit jener göttlichen Grobheit zurückzuweisen, die immer das Zeichen einer gewissen Unsicherheit ist. 'Shakespeare,' so lesen wir hier, 'hat dies wohl bleiben lassen, weil er Shakespeare war. Wer deshalb über den Charakter des Helden in Irrthum gerathen konnte, der soll irren: denn für das, was sich von selbst versteht, soll man den Verstand haben. Daß es in erster Linie auf das Bekenntniß des Königs ankommt und daß Hamlet ihn nicht durch einen Gewaltstreich dazu zwingen kann, das hätte Shakespeare noch ausdrücklich sagen sollen? Man erwäge doch das Alberne dieser Forderung! *Wie* dies zu sagen war, so läßt er es Hamlet in seinen Monologen sagen. Was durch die Handlung in's hellste Licht gesetzt wird, was sie dem Zuschauer förmlich in die Ohren schreit, das noch in einem besonderen Passus zu etikettiren, dazu hätte ein Dramatiker wie Shakespeare sich herbeilassen sollen?'

Es ist wahr, Shakespeare läßt die Motive seiner Charaktere nicht immer ganz in die Helle ihres Bewußtseins treten, sie verlieren in ihren Verschlingungen sich vielfach bei ihm in dem Dunkel des Unbewußten. Selbst ihre Absichten hält er häufig verschleiert, so daß wir uns zu ihrer Erklärung auf die Bedeutung verwiesen finden, die ihnen und ihren Handlungen im Zusammenhange des Ganzen zukommt. Ein großer Theil des Zaubers und Reizes seiner Dichtungen läßt sich gerade hierauf zurückführen, doch liegt hier auch eine der Ursachen, weshalb man in ihrer Auffassung so vielfach von einander abweicht. In diesem besonderen Falle würde es sich aber um das Hauptmotiv des Stückes und des Helden handeln, eines Helden, in dessen geheimste Gedankengänge der Dichter uns doch so oft einen Einblick gestattet hat — hier müßte es uns selbst bei Shakespeare im höchsten Grade befremden, niemals unmittelbar etwas davon auffinden zu können. Und doch muß selbst Herr Werder bekennen, daß Hamlet uns von dem, was, nach ihm, seine

Seele am tiefsten bewegt, was seine eigentliche Qual, seine Noth, sein Streben, sein Ziel sein soll, auch nicht das mindeste unmittelbar sagt, sondern — wenn ich ihn recht verstehe — nur an einzelnen Stellen durchscheinen läßt, wogegen er freilich behauptet, daß wir es dafür aus der Handlung des Stücks erführen, daß sie es uns förmlich in die Ohren schreie. Ich würde mich eher zufrieden geben, wenn er hinzugesetzt hätte, daß, es darin zu entdecken, allerdings einen seltenen Aufwand von Scharfsinn erfordere; weil ich dann eher begreifen würde, warum so viele bedeutende Männer es bisher nicht zu erkennen vermochten und Herrn Werder das Verdienst dieser Entdeckung überließen. Da es uns aber 'förmlich in die Ohren geschrieen werden soll', möchte ich eher glauben, daß dieser letztere es nur mit einer jener trügerischen subjektiven Sinneserscheinungen zu thun gehabt habe; da ich und mit mir wahrscheinlich viele Andere den von ihm so glücklich gefundenen Aufschluß vornehmlich nur deshalb in den Monologen Hamlet's aufsuchen, weil die übrigen Verhältnisse des Stücks ihn eben vermissen lassen. Und sollten wir ihn darin auch nicht zu erwarten haben? Wohl hat Shakespeare einzelne Charaktere gezeichnet, welche dieselbe Verschlossenheit, die sie gegen ihre Umgebungen beobachten, selbst noch gegen den Zuschauer bewahren. Sie gehören nicht durchgehends zu den untergeordneteren Gestalten, die er aus Gründen künstlerischer Anordnung (in einem Gemälde kann ja nicht Alles in der gleichen Beleuchtung stehen) absichtlich in ein gewisses Dunkel gerückt hat. Ich erinnere hier nur an Bolingbroke in Richard II. Wie aber diese Verschlossenheit charakteristisch für dessen Persönlichkeit ist, so ist es auch wieder charakteristisch für diese Verschlossenheit, daß wir in deren Darstellung nicht einem einzigen Monologe begegnen, während uns Shakespeare das geheimste Seelen- und Gedankenleben Hamlet's in sechs Monologen enthüllt, nicht zu gedenken seiner Gespräche mit Horatio, die fast ebenso viele Selbstbekenntnisse sind. Was aber hören wir da? Auch nicht *einen* bestimmten, unzweideutigen und unabweisbaren Hinweis auf die Aufgabe, wie sie Herr Werder für Hamlet sich in den Kopf gesetzt hat; wohl aber Vorwürfe, und immer wieder Vorwürfe, die dieser gegen sich selbst wegen seiner Saumseligkeit, seiner Trägheit und dem Vergessensein seiner Aufgabe erhebt.

Wenn sich Herr Werder unter dem Einflusse des Vorurtheils von der makellosen ethischen Idealität Hamlet's so sehr gegen all die Momente verblenden konnte, welche das hier obwaltende zeitliche Verhältniß und das zwischen ihm und Ophelien stattfindende Verhältniß bestimmen, so kann es nicht Wunder nehmen, daß er dem großen Monologe des 2. Akts, nach Weggang der Schauspieler, ebenfalls wieder

eine dem unmittelbaren Sinne desselben *widersprechende*, seiner vorgefaßten Meinung aber *entsprechende* und sie rechtfertigende Auslegung giebt. Hamlet ist von dem Vortrage des Schauspielers — von welchem sogar Polonius sagt: 'Seht doch, hat er nicht die Farbe verändert und Thränen im Auge', obschon es sich nur um ein eingebildetes Leiden darin handelt, — auf's tiefste ergriffen. Er ist hierdurch, wie sich zeigt, zu zwei verschiedenen, doch unter einander zusammenhängenden Vorstellungsreihen angeregt worden, insofern ihm der Vortrag des Schauspielers zu einem Vergleiche zwischen dessen und seiner eigenen Lage bestimmt, zugleich aber auch die Frage in ihm hervorgerufen hat, ob dessen Kunst sich nicht für seine Aufgabe nützen lasse. Das erste führt ihn nun zu den heftigen und übertreibenden Ausfällen gegen sich selbst, der von Höl' und Himmel zur Rache gespornt, gleichwohl bisher in Trägheit verharren und seiner Sache fremd bleiben konnte:

'Ich hege Taubenmuth, mir fehlt's an Galle,  
Die bitter macht den Druck, sonst hätt' ich längst  
Mit dieses Sklaven Aas des Himmels Geier  
Gemästet'.

Ich dünke, er hätte nicht deutlicher sagen können, was er als den Zweck der ihm gewordenen Aufgabe betrachtete, und warum er ihn — nach *seiner* Meinung — noch immer nicht weiter verfolgte, ja immer wieder aus den Augen verlor. — Jetzt aber gebraucht Shakespeare im Nachsatze, — nach 34 Zeilen, in denen er sich immer in dem gleichen Sinne mit gleicher Deutlichkeit ausspricht — ein unglückseliges *muß*:

'Daß ich, der Sohn von einem theuren Vater,  
Der mir ermordet ward — mit Worten nur,  
Wie eine Hure, muß mein Herz entladen'.

An dieses von ihm fälschlicherweise accentuirte *muß* klammert Herr Werder sich nun krampfhaft zu Gunsten seiner Meinung fest. Denn dieses 'muß' soll nämlich sagen, daß Hamlet Alles, wessen er sich bisher beschuldigte, immer nur gezwungen gethan habe, daß er, den äußeren Umständen und dem Geist seiner Aufgabe nach gar nicht anders hätte thun und handeln können und dürfen! Während er doch nichts Anderes damit ausdrücken wollte und konnte, als daß *er sich selbst* durch sein Zaudern usw. in eine Lage gebracht, in der ihm eben nichts Anderes übrig bliebe — als zu fluchen (dem Oheim und sich, nicht aber den äußeren Verhältnissen, von denen ja nirgend die Rede ist), um sich hierdurch auf's neue zur rächenden That aufzustacheln. Daß er hierauf den König zu entlarven als das Nächste bezeichnet, was jetzt zu thun, würde allerdings auf die ihm von Herrn Werder

untergelegte Anschauung seiner Aufgabe hinweisen *können*, wenn das ihm hierbei leitende Motiv dieser Annahme nicht geradezu widerspräche. Denn nicht als das Nächste, was ihm zur Erfüllung seiner Aufgabe *obliegt*, will er es thun, sondern nur um das Wesen dieser Aufgabe und des Geistes, der sie ihm auferlegte, zu prüfen, da er jetzt beiden mißtraut:

‘Der Geist,

Den ich gesehen, kann ein Teufel sein,’ usw.

Diese Stelle widerlegt also vollständig die von Herrn Werder diesem Monologe gegebene Deutung; ja, sie widerlegt überhaupt die der Auffassung Hamlet's von diesem gegebene Auslegung. Fand und erkannte Hamlet in dem Gebote des Geistes auch nur das eines Höheren, so konnte er unmöglich darin zugleich eine Versuchung des Teufels sehen. Das hier hervortretende Mißtrauen muß aber schon länger Hamlet's Seele beschlichen haben, es ist ohne Zweifel mit eine der Ursachen seines Zauderns. Der Gedanke, die Schauspieler gerade zur Beseitigung desselben zu benutzen, und sich hierdurch Freiheit zum Handeln zu schaffen:

‘Stutzt er — so weiß ich meinen Weg!’

würde sonst nicht so rasch bei ihm haben auftauchen und sofort feste und sichere Gestalt gewinnen können. Schon vor diesem Monologe war sein Plan ja gemacht und in Angriff genommen.

Herr Werder weiß aber für die Richtigkeit seiner Ansicht auch noch Gründe ganz allgemeiner Natur geltend zu machen: ‘In welcher Tragödie — auch nicht die allerschlechtesten, glaub' ich (so heißt es bei ihm) konnte sich solcher Sinnlosigkeit schuldig machen — in welcher, frage ich, käme denn die Ermordung eines Schuldigen vor, ohne daß die Schuld zur Evidenz gebracht werden konnte für das Stück und die handelnden Personen? Die Ermordung des Königs vor dem Beweise wäre nicht die Ermordung des Schuldigen, sondern die Ermordung des Beweises — die Ermordung der Gerechtigkeit! Die Wahrheit wäre es, die todtgeschlagen würde geradezu und von vornherein durch solche Vernichtung ihrer gesamten Möglichkeit, ihres einzigen Mittels; die tragische Handlung löste sich auf in *Bestialität*: so fremd, so gewaltthätig für die Sache, so ein brutaler Faustschlag auf das helle Auge ihrer Vernunft wäre der hirnlose Streich — für den die Kritiker schwärmen.’ (! ?)

Gewiß, das sind Trümpfe; d. h. sie könnten es sein, wenn nur das Spiel nicht vergeben wäre. Hat denn Herr Werder vergessen, daß ein gewisser Othello, auf das viel ungewissere Zeugniß eines Jago und eines Taschentuches hin, die nicht bekennende und selbst im Haß noch ge-

liebte Desdemona im Glauben rächender Gerechtigkeit tödtet? Hat Shakespeare uns nicht im Brutus gleichsam das leibhaftige Gegenbild Hamlet's vor Augen gestellt? Bedurfte dieser erst der Evidenz des Beweises, um Cäsar zu morden und diese That, gleichviel mit welchem Erfolge, vor einer, denselben vergötternden Menge als eine Handlung der Gerechtigkeit und des Patriotismus zu vertheidigen? Und wird denn im vorliegenden Stücke der König zuletzt wirklich erst nach erlangter öffentlicher Ueberführung *des* Mordes, von dem hier die Rede, getödtet, oder muß Hamlet nicht im Gegentheil sterbend Horatio beschwören, der Erklärer dieser Gewaltthat nach seinem Tode zu sein?

Herr Werder wirft der Kritik unter Anderem auch noch Das vor, zu lange in dem Stadium eines Moments zu verweilen und dabei etwas in das Stück hineinzubringen, was nicht darin ist. Es handelt sich da um eine Stelle desselben Monologes, der uns soeben beschäftigt hat, um die Stelle:

‘Bei meiner Schwachheit und Melancholie —’.

‘Von nichts vorweg eingenommen oder influirt, frei und ganz muß man da sein für den einen Moment, und ebenso für jeden folgenden, aufmerksam mitgehen, als offenes Auge und Ohr bis zum Schluß. Dann wird man wissen, was der Dichter gewollt. Immer nur das *Erlebte* hat man zu summiren, nie nach vorwärts hin vorzugreifen aus einer Vorstellung vom Ganzen, die man mitbringt, auch wenn es die richtige wäre.’

Dies sind ohne Zweifel goldene Lehren; nur daß sie Herr Werder eben selbst nicht befolgt. Er behandelt Stellen, wie die eben ausgehobene (obschon sie von Hamlet wieder und wieder betont werden, und mit seinen Handlungen durchaus nicht in Widerspruch stehen) als beiläufig und nebensächlich und steift sich dafür auf ein ‘muß’, mit dem er den Sinn einer ganzen Rede, ja den Sinn der ganzen Handlung verrückt.

Wenn Hamlet wirklich nur von der idealen Lösung seiner Aufgabe im Sinne Herrn Werder's erfüllt wäre — in welcher Gemüthsverfassung müßten wir ihn dann wohl am Tage des Schauspieles wiederfinden? In Spannung, Hoffnung, Zweifel wegen des Erfolgs seiner List. Denn, wenn uns Herr Werder auch sagt, daß Hamlet in ihr ‘ohne Ver säumniß mit bestem Takt das beste Mittel für seinen Zweck ergriffen habe’ — so liegt es in Wahrheit doch anders. Denn nur falls der König nicht bloß der Verbrecher *war*, sondern sich auch als solcher *verrieth* — nur dann konnte dieses Mittel sich überhaupt als zweckmäßig bewähren.

Verrieth er sich nicht, so blieb dem Prinzen nur übrig, entweder,

diesem Erfolge vertrauend, seine Aufgabe preiszugeben, oder zurück in die alten Zweifel zu verfallen, gleichviel ob der König der Schuldige war oder nicht. War dieses aber der Fall, so hatte er ihm sich selbst als Mitwisser seines dunklen Geheimnisses verrathen und hierdurch zugleich seine Sache auf's höchste gefährdet. Daher seine List, selbst wenn sich der König verrieth, dem letzten Zwecke seiner Aufgabe nur dann wirklich entsprochen hätte, falls er entschlossen war, die erste Verwirrung desselben benutzend, das Werk seiner Rache auch unverzüglich zu Ende zu führen; was freilich nach Herrn Werder dem Geiste derselben zu sehr widersprach, als daß es von ihm geschehen konnte und durfte. Hamlet selbst dachte hierüber allerdings, wenigstens im Moment des Entwurfs seiner List, ganz anders. Ihm genügte da vollständig, daß sich der König verrieth, und zwar ihm allein:

‘Ich will seine Blicke  
Beachten, will ihn bis in's Leben prüfen:  
Stutzt er, so weiß ich meinen Weg.’

Und welches dieser Weg dann gewesen sein würde, ergibt sich aus einer früheren Stelle desselben Monologs, in welcher er es als seine Aufgabe bezeichnet, ‘des Himmels Geier mit dem Aase dieses Schurken zu mästen.’

Ob dieser Weg ein sittlich zu rechtfertigender war — das kümmerte ihn damals so wenig, wie die weiteren irdischen Folgen der That. Doch hätten diese Bedenklichkeiten sich wohl nachträglich einstellen können.

Auch finden wir ihn in der That nur kurze Zeit später tief in Betrachtungen versunken. Der Dichter entzieht sie uns nicht. Wie weit von dem vorgesteckten Ziele haben ihn seine Gedanken aber wieder entführt. So weit, daß Tieck, um sie in einen logischen Zusammenhang mit dem nur eben gefaßten Plane und mit dessen bevorstehender Ausführung zu bringen, ihnen eine von ihrem wahren Sinne ganz abliegende Auslegung gab, indem er sie auf die Tödtung des Königs und auf die möglichen Folgen einer solchen That im Jenseit bezog — eine Auffassung, gegen welche sich aber wichtige Einwände erheben lassen. Die Tödtung des Königs ist eine dem Prinzen auferlegte heilige, dringende Pflicht. Handelte es sich wirklich um sie, so würde die gewaltsame Unterdrückung persönlich erlittener Unbilden nicht in Parallele damit gezogen werden dürfen, am wenigsten solcher, welche durch einen Dolchstoß überhaupt *nicht* zu beseitigen waren. Um sich durch diesen von den Lasten und Mühen des Lebens befreien zu können —

‘Wer trüge Lasten,  
Und stöhnt' und schwitzte unter Lebensmüh?’ —

würde man ihn nicht gegen sie, sondern nur gegen sich *selbst* richten müssen. Es ist nicht die einzige Stelle des Monologs, die sich einzig auf Selbstmord beziehen kann, während alle übrigen diese Deutung wenigstens zulassen; wodurch nicht in Abrede gestellt werden soll, daß Hamlet, vom Selbstmorde ausgehend, auch noch andere Gewaltthaten, andere Unternehmungen voll Mark und Nachdruck mit in's Auge gefaßt haben mag. Ein anderer Einwand liegt in der Stelle:

‘Das unentdeckte Land, von deß Bezirk  
Kein Wandrer wiederkehrt —’.

Auch dies würde Hamlet nicht sagen können, wenn es sich hier um die Tödtung des Königs, d. i. also um den Auftrag gerade eines Solchen handelte, der aus jenem Lande zu kommen behauptete und dessen Aussage ihm bis jetzt einzig und allein für die Schuld des Königs eine Gewähr und Bürgschaft bot.

Diese Einwände werden verschärft durch die Thatsache, daß dieser Monolog in einer früheren Bearbeitung des Stücks eine andere Stellung einnahm, daß er dort, ebenso wie das darauffolgende Gespräch mit Ophelia, schon im zweiten Akt des Dramas stand, und zwar unmittelbar nach der Scene des Polonius mit der Königin und dem König; daß also der Dichter, als er ihn schrieb, unmöglich bezwecken konnte, ihn in eine Verbindung mit dem Schlußmonologe des zweiten Akts und mit dem hier in Rede stehenden, die Entlarvung des Königs beabsichtigenden Plane des Prinzen zu bringen. Hätte Hamlet an dieser Stelle schon die sittliche Rechtfertigung der Tödtung des Königs erwogen, wäre er in Bezug auf *sie* hier zu dem Schlussergebniß derselben gekommen — so würde er unmöglich Grund gehabt haben, fast unmittelbar darauf in so heftiger Weise gegen sich auszufallen. Ganz anders, wenn es sich hier nur um Selbstmordbetrachtungen handelt und er seine Aufgabe dabei so weit aus den Augen verliert, um sich der Erscheinung des Geistes nicht einmal zu erinnern. Das wird ihn allerdings seiner Sache ganz ‘so fremd’ erscheinen lassen wie er es später sich vorwirft. Wohl erhebt Hamlet in dem schon gedachten Schlußmonologe des zweiten Akts die Frage, ob die ihm angesonnene Tödtung des Königs nicht vielleicht bloß eine Eingebung des Teufels sein möge — doch ist auch diese Frage noch sehr von derjenigen zu unterscheiden, welche Tieck hier aufgeworfen sehen will.

Indem nun Shakespeare bei späterer Ueberarbeitung die hier in Rede stehende Betrachtung Hamlet's (‘Sein oder Nichtsein —’) in den 3. Akt verlegte, konnte er fast keine andere Absicht haben als die von ihren Zwecken leicht abspringende Denkweise des Prinzen noch schärfer zu beleuchten. Diese so objektiv und sachlich gehaltenen Erwägungen

des Selbstmordes mußten nämlich hier, unmittelbar nach einem nur eben gefaßten folgenschweren Entschlusse, unmittelbar vor der Ausführung eines möglicherweise höchst verhängnißvollen und seine Thätigkeit ganz in Anspruch nehmenden Planes, das Abspringende seines Denkens und Vorstellens noch ungleich schärfer hervortreten lassen. Diese Annahme findet Bestätigung in einer späteren Scene desselben Akts, in welcher der Dichter ganz augenscheinlich den nämlichen Zweck verfolgt. Ich meine, in dem Gespräche des Prinzen mit dem Schauspieler über Zweck und Mittel der schauspielerischen Darstellungskunst.

Was nun Herrn Werder betrifft, so hält er, im Anschluß an Tieck, den uns beschäftigenden Monolog ('Sein oder Nichtsein') ebenfalls für die unmittelbare Fortsetzung jenes anderen ('O Welch' ein Schurk' und niederer Sklav bin ich!'), aber, wie aus der folgenden Stelle hervorgehen wird, in einem wesentlich anderen Sinne.

'Scheinbar — dies sind seine Worte — mit der speciellen, bloß praktischen Frage beschäftigt, ob das Hilfsmittel, kurzen Prozeß zu machen, dem Triebe, den Druck der Uebel los zu werden, entsprechend sei, schwingt Hamlet sich zu der höheren auf, zur Grenze der Menschheit, die uns Stillstand gebietet und uns zurückweist auf Das, was unser ist. Und darum, obwohl er des göttlichen Gebotes und der Pflicht der bestimmten Aufgabe *nicht* im Worte erwähnt, sind beide *dennoch* darin und gegenwärtig im Geiste, darin eben im Wesen der "Betrachtung" (d. i. nämlich dessen, was Hamlet hier *conscience* nennt). Wie Hamlet das göttliche Gebot respektirt, wissen wir bereits (woher denn wüßten wir es?); und um wieviel mehr thut er es jetzt, wo die heilige Verpflichtung des Richteramtes für ihn hinzugekommen ist, die jenes Gebot schwerer, aber zugleich auch um so unverletzlicher für ihn macht. Sie erfüllen und sonst nichts will er, schlechterdings nichts als das Eine. Daß es das Edlere sei, ihr aus dem Wege zu gehen, fällt ihm nicht ein. Im Gegentheile, das, was ihm *conscience* heißt, ist sie: seine Verpflichtung, seine Aufgabe, ihr Wesen, ihr Geist selber! sie das Gewisseste und das Gewissen in diesem Reflektiren; in all' seinem Denken sie das allein für ihn zu Denkende. Zu Memmen, sagt er, macht Bedenken und Betrachtung, oder daß wir theoretische Wesen sind, uns Alle — denn was ohne sie, ohne *conscience* wäre, wäre nur brutal — ja zu Memmen! Im Sinne seiner früheren Invektiven gegen sich sagt er so, aus dem bitteren Gefühl seiner Noth heraus, die ihn preßt, die nicht aus noch ein weiß — aber eben doch *weiß*, um sich selber weiß! zu Memmen um des Geistes, um der Vernunft willen! —

'Laßt mich ein Weilchen Athem schöpfen, Herr!  
ist man, von so viel spitzfindigen Zumuthungen überwältigt, hier fast

auszurufen versucht. Schade nur, daß, da dieser Monolog ursprünglich auf eine viel frühere Stelle im Stücke berechnet war, er auch vom Dichter ursprünglich gewiß nicht in unmittelbarer Folge und Fortsetzung des anderen gedacht und geschrieben worden sein *kann!* — Herr Werder sollte bedenken, daß, wenn Hamlet wirklich von seiner Aufgabe, als von einem göttlichen Gebote, durchdrungen war, er unmöglich an der Realität der Erscheinung des Geistes, an der Zuverlässigkeit dieser Aufgabe zweifeln konnte — oder, insofern er daran zweifelte, er auch daran zweifeln mußte, ob sie wirklich ein göttliches Gebot in sich einschließe. Er sollte bedenken, daß es höchst widersinnig wäre, sich das, was dann nur strengste Pflichterfüllung, nur die Vollziehung göttlicher Vorschrift sein konnte, in maßlosester Weise zum Vorwurf zu machen; daß es widersinnig wäre, die reinste Gewissenhaftigkeit mit dem Schimpfe der Feigheit zu brandmarken. Er sollte einsehen, daß — falls wirklich Alles, wessen Hamlet sich zeigt, nicht gegen ihn, sondern nur gegen Verhältnisse gerichtet wäre, die ihn zwingen, so zu erscheinen, wie er sich schildert — seine Anklage die göttliche Vorsehung, die ihn mit dieser unlöslichen Aufgabe belastete, selber treffen müßte.

Stand es für Hamlet nach dem Geist seiner Aufgabe so unerschütterlich fest, *wie* er hier einzig handeln konnte und durfte — weshalb wohl würde er dann die Frage noch auf, welcher von zwei Wegen der edlere sei? Und wenn er sie doch einmal aufwarf, warum würde er sie dann nicht auch zur Entscheidung gebracht haben? Doch sagt er es uns an einer andern Stelle mit genügender Deutlichkeit, welches der eigentliche Grund war, der ihn am Handeln verhinderte:

‘Sei’s viehisches Vergessen — oder sei’s  
Ein banger Zweifel, welcher zu genau  
Erwägt den Ausgang — ein Gedanke, der,  
Zerlegt man ihn, ein Viertel Weisheit nur  
Und stets drei Viertel Feigheit hat —’.

Und dieses ist es denn auch, was er hier in dem Monologe ‘des Gedankens Blässe’ genannt, von welcher die aus unmittelbarer Empfindung stämmende Entschließung nur zu leicht angekränkelt, und durch welche die kräftigsten Unternehmungen so oft im Keime erstickt, nur selten zur That würden, nur selten den Namen der Handlung erwürben.

Und was sehen wir Hamlet nun thun, da das Erhoffte sich ihm wirklich erfüllt, da sich der König in seinen und Horatio’s Augen zu dem Verbrechen bekennt und ihnen in seiner Schuldbetroffenheit, wenn auch gewiß nur vorübergehend, ganz fassungslos gegenübersteht? Nichts, als, ergriffen, berauscht vom Erfolge der List, in einen ekstatischen Zustand versetzt, sich an diesem Erfolge allein schon genügen lassen. Den

so heiß herbeigesehnten, sich ihm zur Erfüllung seiner Aufgabe, *wie* er dieselbe auch auffassen mochte, vielleicht nie wieder so günstig darbietenden Moment läßt er nun doch ohne jeden Versuch, ihn zu benutzen, vorübergehen.

Nach Herrn Werder freilich mit Recht. Nach ihm handelt auch hier Hamlet wieder nicht anders als es die Verhältnisse gebieten, als es dem Zwecke seiner heiligen Aufgabe entspricht, deren Erfolg er sonst ja auf's Spiel gesetzt haben würde. Als ob er nicht schon durch seine List mit dem Schauspiel dieselbe auf's höchste gefährdet hätte! Als ob sich ihm je zur Ausführung derselben günstigere Verhältnisse darbieten konnten, als hier, wo der König in seinem Gewissen getroffen, in all seiner Blöße und Hülfflosigkeit vor Aller Augen dastand und hierdurch selbst gegen sich zeugte! Herr Werder sucht freilich dagegen aus dem Verhalten der Höflinge die volle Unmöglichkeit des Gelingens eines solchen Versuchs zu erweisen. Habe es unter ihnen doch auch nicht Einen gegeben, der sich hier nicht auf die Seite des Königs geschlagen und Hamlet sich selbst und seinem Geschick überlassen haben würde! Doch freilich nur dem thatlosen und für halb wahnwitzig erachteten Hamlet! Oder würden nicht gerade diese Höflinge wieder die ersten gewesen sein, zu *ihm* herüberzutreten, falls sie den König plötzlich getödtet und Hamlet, im Besitze der Macht, als thatkräftigen, drohenden Herrscher sich gegenüber erblickt hätten? Doch gesetzt, sie thaten es nicht, repräsentirten sie denn die ganze Nation?

Wenn aber, wie Herr Werder behauptet, dies Alles so unerläßlich und zugleich auch so unerreichbar war, so würde daraus nur hervorgehen, daß die von ihm als so zweckmäßig gepriesene List mit dem Schauspiele in Wahrheit gar nicht so zweckmäßig, sondern vielmehr ein höchst unbesonnenes Vorgehen Hamlet's war, das ihn und sein Werk der unfehlbaren Rache des Königs, der seinen Frevel erkannt und verathen sah, widerstandslos preisgeben mußte. In der That bereitet auch dieser, obwohl auf's schwerste in seinem Gewissen getroffen, Gewaltthat nicht scheuend, in stiller Geschäftigkeit Hamlet's Untergang vor, indessen dieser die Zeit in zwecklosen Gesprächen verbringt. Doch fehlt es Herrn Werder an einer Auskunft auch hier nicht. Die Zweckwidrigkeit seines Handelns sei nur eine scheinbare. Wohl sei es richtig, daß Hamlet von der Gewaltthat des Königs bedroht werde, aber gerade, daß er diesen durch seine List zu neuer Gewaltthat, zu neuem Frevel bestimme, zu einem Frevel, in dem er sich zuletzt auch selbst mit fangen und verderben sollte, gerade darin liege die Zweckmäßigkeit seines Thuns. (Nur daß aller Zweckmäßigkeit eine entsprechende Absicht zu Grunde liegen muß, die *diesem* Thun eben fehlt.) Hamlet's Thatlosigkeit sei

mithin auch hier wieder Selbstüberwindung. Er müsse, könne aber auch freilich, auf die Gerechtigkeit seiner Sache vertrauen. Indem er dies thue, und dies sei der Sinn seines Thuns, folge er nur dem Geist seiner Aufgabe. Es sei seine Noth, seine Qual, zugleich aber auch das einzige Rechte und Richtige. Nur in Bezug auf die Königin sei jetzt, wo die Schuld des Königs erkannt worden, Handeln ihm Pflicht, und diese Pflicht erfülle er auch, indem er derselben in's Gewissen rede und sie an dem weiteren ehelichen Umgange mit dem Mörder ihres ersten Gatten verhindere. — Und doch konnte gerade dieser Versuch, wenn er unglücklich ausfiel, ihn selbst und seine Sache noch weiter gefährden. Auch entsprang der Antrieb dazu nicht seinem eigenen freien Entschlusse. Er folgte dabei nur dem Andringen der Königin, den Lockungen einer auf ihn berechneten Falle. Wie jedem Einsichtigen der Ton und die Haltung Hamlet's in der dem Schauspiel unmittelbar folgenden Scene es ebenfalls vollkommen klar machen wird, daß hier von den ihm von Herrn Werder unterstellten Anschauungen und Absichten nicht entfernt die Rede ist.

Der Weg, den Hamlet nach dem nun erreichten Erfolge seiner List jüngst noch so sicher war, gehen zu müssen — war ohne Zweifel ein wesentlich anderer. Er hält ihn noch jetzt für den einzig richtigen. Wir hören es aus den Worten, die ihm der Anblick des wehrlosen, anscheinend im Gebet versunkenen Königs unmittelbar abnöthigt:

‘Jetzt könnt’ ich’s thun — bequem — er ist am Beten;  
Jetzt will ich’s thun —’.

Auch *was* sagt er uns deutlich:

‘Hinein, du Schwert! sei schrecklicher gezückt! — — —  
Dann stoß ihn nieder —’.

Und doch — was ist es nun wieder hier, das ihn hemmt? Gewiß nicht, wie Herr Werder behauptet, das Bedenken, daß die Tödtung des Königs in diesem Augenblicke dessen Schuld und die Gerechtigkeit seines Todes dem Auge der Welt für immer entziehen müßte, sondern nur das Bedenken, daß sie dem Geiste seines Vaters nicht die volle Sühne gewährte; wobei es bezeichnend ist, daß es sich ihm nicht, wie Herr Werder betont, nur um die Sühne auf Erden, sondern im Gegentheil nur um die Sühne im Jenseit handelt, *das Urtheil der Menschen ihn dabei aber nicht kümmert*:

‘und so geht er gen Himmel,  
Und so bin ich gerächt? Das hieß’: ein Bube  
Ermordet meinen Vater, und dafür

Send' ich, sein einz'ger Sohn, denselben Buben  
Gen Himmel! — — —  
Nein!  
Hinein, du Schwert! sei schrecklicher gezückt!  
Wann er berauscht ist, schlafend, in der Wuth,  
In seines Betts blutschänderischen Freuden,  
Beim Doppeln, Fluchen, oder anderm Thun,  
Das keine Spur des Heiles an sich hat:  
Dann stoß ihn nieder, daß gen Himmel er  
Die Fersen bäumen mag, und seine Seele  
So schwarz und so verdammt sei wie die Hölle,  
Wohin er fährt.'

Herr Werder reime doch diese Stelle mit einer früheren S. 46 seines Buches zusammen, in welcher es heißt:

‘Verstände nun Hamlet seine Rachepflicht so ungeschickt, daß er den König, ehe dieser bekannt hätte oder entlarvt wäre vor der Welt, umbrächte — (als ob er das, in Bezug auf den Mord seines Vaters, nicht schließlich doch thäte): so würde er den König retten, anstatt ihn zu verderben; unsterblich würd' er ihn machen in der Theilnahme der Menschen, anstatt ihn in ihrem Abscheu zu vertilgen; bewirken würde er, daß der Schuldige als das unschuldige Opfer einer freventlich an ihm verübten Gewaltthat für ewige Zeiten in Aller Augen erscheinen müßte; geradezu kanonisiren würde er ihn, anstatt ihn der Verdammniß zu überantworten, *der Verdammniß im Urtheil der Menschen: denn nur um diese, um die Welt, um die Gerechtigkeit auf Erden handelt es sich, nicht um den Himmel! Der — oder die Hölle — wissen ja, was sie an diesem Claudius haben, und wenn auch kein Gespenst umginge.*

Konnte Herr Werder aber wohl diesen Widerspruch sehen, da er auch *diesem* Monologe Hamlet's eine seinem Wortsinn völlig widersprechende Auslegung gab und darin gerade einen dem Geist der Sache, wie er sie faßte, entsprechenden Ausdruck bemerkte, ‘der ihre Wahrheit zwar selbst noch nicht kennt, und in dem ihr Licht, im Feuer der Leidenschaft, nur erst aufblitzt, als Vorgefühl?’

Hamlet soll also hier seiner Sache vertrauen, indem er das erhobene Schwert wieder senkt, und seine Worte als Dolche in das Herz der Mutter zu bohren geht; die er doch nach der Vorschrift des Geistes der Gerechtigkeit des Himmels (die er also *nicht* zu vertreten hatte) und den Dornen ihres eigenen Busens überlassen sollte. Wir wissen, wie sie von seinem Auftreten erschreckt, nach Hülfe ruft, und hierin von dem hinter der Tapeta versteckten Polonius unterstützt wird. Hamlet, diesen für den König haltend, und dem nächsten durch seine Aufgabe beding-

ten Antriebe unmittelbar entsprechend, sticht, der Stimme folgend, blindlings durch die Tapete, und Ophelia's Vater wird das Opfer der That, die in Hinblick auf die Geliebte schon grausig genug ist, in ihrer fehl-treffenden Gewaltthätigkeit den vermeintlichen Vollstrecker göttlicher Gerechtigkeit aber doppelt aus der Fassung hätte bringen müssen. Erschrocken ist Hamlet wohl auch; doch, ebenso rasch wieder gefaßt, überläßt er sich der gegen seine Mutter nun einmal in ihm in Gang ge-brachten Erregung.

Nach Herrn Werder war es Hamlet's Glück, daß es Polonius und nicht der König war, welchen er traf. Jetzt liege auf *seiner* Seele zwar auch ein Verbrechen, ein Todtschlag — aber immer ein absichtsloses, das mehr Unglück, als Schuld in sich faßt; in jenem Falle hätte er sich selbst freilich rein, moralisch rein erhalten, 'aber seine Pflicht, die Aufgabe seines Daseins, die hätt' er zerbrochen und zertrümmert, die erschlagen — seinem Vater hätte er nicht mehr gerecht werden können.' Durch diesen Fehler reife ja eben erst seine Aufgabe der Erfüllung zu. Er begehe ihn, weil die Vorsehung seiner 'zur Erreichung ihrer Zwecke bedürfe.'

Welche Begriffsverwirrung! Man glaubt zu träumen, wenn man es liest. Eine Gerechtigkeit, und noch dazu die göttliche, die sich nicht anders als durch Verbrechen Anderer zu offenbaren vermag, und deren Reinheit hierdurch nicht im mindesten getrübt werden soll. Ein Verbrechen, welchem der Vorzug vor einer Handlung von sittlicher Reinheit gegeben wird, nur weil es vermeintlich im Dienste der Gerechtigkeit, — und zwar noch keineswegs in der bewußten Absicht, derselben zu dienen — verübt worden ist!

Selbst Herr Werder konnte den Prinzen hier nicht ganz frei sprechen. Wenn er ihn aber auch eines Verbrechens beschuldigt, so spricht er diesem Verbrechen doch wieder die Schuld ab, er mildert es freundlich zum Fehler und rechnet ihm schließlich den Fehler zum Märtyrerthum, zum Verdienst an. Zuletzt empfangt Polonius doch nur die gerechte Strafe durch ihn, und es sei der Himmel, welcher ihn strafe. Allerdings scheint dies auch Hamlet's Meinung zu sein, da wir ihn sagen hören:

'Der Himmel hat gewollt,  
Um mich durch dies, und dies durch mich zu strafen,  
Daß ich ihm Diener muß und Geißel sein.'

Aber Hamlet sagt dies nicht in Beziehung auf die für den Mord seines Vaters zu übende Rache, sondern nur in Beziehung darauf, daß er diese Rache zu nehmen noch immer versäumte. Ohne diese Versäumniß würde die hier von ihm verübte That ja nicht haben stattfinden

können. Sie stellt sich ihm daher als die Folge jener Versäumniß dar, und wenn auch Polonius durch ihn, wie er glaubt, nur eine gerechte Strafe empfangen, empfindet er dies nichtsdestoweniger als Schuld, in der er aber zugleich die Strafe seiner Versäumniß erblickt. Woraus erhellt, daß er entfernt nicht der Meinung war, zur Offenbarung göttlicher Gerechtigkeit des öffentlichen Geständnisses des Schuldigen oder der allgemeinen Anerkenntniß der Schuld zu bedürfen.

Doch auch die erneute Erscheinung des Geistes widerlegt die Werder'sche Annahme. Denn augenscheinlich kommt dieser nur, sein Gebot in Erinnerung zu bringen, und zwar in einem doppelten Sinne. Hamlet, obschon er das fühlt, faßt nur die eine Seite desselben in's Auge:

‘Kommt ihr nicht, euern trägen Sohn zu schelten,  
Der Zeit und Leidenschaft versäumt, zur großen  
Vollführung eures furchtbaren Gebots?’

Hätte ihn Hamlet wohl so zu fragen vermocht, wenn er sich bewußt gewesen wäre, Alles gethan zu haben, was unter den gegebenen Umständen dem Geiste dieses Gebots, wie er es im Sinne der göttlichen Gerechtigkeit einzig auffassen konnte und mußte, entsprach?

Der Geist mahnt ihn in seiner milden Weise zwar nur, ihn nicht zu vergessen. Indem er aber hinzusetzt, daß er, den *abgestumpften* Vorsatz in ihm zu schärfen, komme, zeihet er ihn doch — ganz so wie Hamlet sich selbst — eines Mangels an Entschlossenheit und an Thatkraft; worauf er ihm noch den zweiten Theil seines Gebots in Erinnerung bringt: die Rücksicht gegen die Mutter, die er noch eben so sehr aus den Augen gesetzt, und womit er gerade den Anstoß gegeben hatte zu der Blutschuld, durch welche der Himmel ihn strafte. Die aktive Verletzung des väterlichen Gebots wurde daher für ihn nicht minder verhängnißvoll als sein passives Verhalten, sein Verzögern der Rache.

Was aber ist nun die Frucht dieser zweiten väterlichen Heimsuchung? Daß er auch jetzt nur Lehren und Stacheln hat für das Herz der Mutter -- den Vollzug der Rache aber wieder in die Ferne hinausrückt, indem er entschlossen bleibt, sich dem Willen des königlichen Verbrechers ruhig zu fügen, der, wie er schon weiß und wie er fürchtet, ihn in schurkischer Absicht außer Landes schicken will.

Ganz in dem Banne der Vorstellung, die List durch List zu bekämpfen, freut er sich nur der gewalthätigen Folgen derselben:

‘Der Spaß ist, wenn mit seinem eignen Pulver  
Der Feuerwerker auffliegt; und mich trägt  
Die Rechnung, wenn ich nicht ein Klafter tiefer  
Als ihre Minen grab', und sprengte sie  
Bis an den Mond.’

Was freilich aus einer andern Stimmung gesprochen ist, als derjenigen, aus welcher Herr Werder Hamlet's Entschluß, nach England zu gehen, erklärt:

‘Nur der Zufall -- wir wollen so sagen -- hat ihn gerettet (vor der Gefahr, den König zu tödten). Dies vor Allem muß ihm nahe treten aus diesem Fehlstoß -- mit so überlegener beschämender Ironie warnend und mahnend ihm nahe treten; dringender und lauter als je muß er sich aufgefordert und geweckt fühlen, im Geleise, im Takt seiner Sache zu bleiben, mit Vorsicht, mit verdoppelter Vorsicht, seinen Weg zu gehen. — Und so -- denn er muß ja -- läßt er sich ruhig nach England schicken.’ --

Wenn wir aber noch irgend im Zweifel sein könnten, daß das, was Hamlet für seine eigentliche Aufgabe hält, wirklich nichts Anderes ist, als die Vernichtung des Königs, so müßte sein Selbstgespräch im 4. Akte darüber doch vollkommene Aufklärung geben. Herr Werder wird freilich gerade in seiner Ansicht durch dasselbe bestärkt. Immer (sagt er) *klingen* Hamlet's Worte, dem Anschein nach, als könnte er und dürfte er, was er möchte, und unterließe es nur aus subjektiven Gründen und Motiven — und immer *hießen* sie: daß er *nicht* kann und *nicht* darf, sachlich nicht kann und nicht darf, was er persönlich möchte und auch sehr wohl *vermöchte*, und daß er's unterlassen *muß* aus objektiven Gründen.

‘Num, und warum klingen sie denn (fährt er fort) scheinbar anders, als sie heißen? Warum denn?’

‘Weil Hamlet selbst denkt und denken *muß*, daß er könnte und können *müßte*, was er soll und möchte! Und *darum* muß er so denken, weil die Unthat des Königs nicht ungestraft bleiben kann, weil die Gerechtigkeit Nothwendigkeit ist, und ihre Vollstreckung deshalb gelingen muß, um der ewigen Vernunft willen, die in ihr liegt! Und doch geschieht es nicht, gelingt nicht — *noch* nicht! ja es scheint für den Moment noch weiter hinausgeschoben zu sein, als vorher — der Ansatz zum Gelingen in ein totales Mißlingen umgeschlagen zu sein durch seinen Fehler. Darum muß ihm in diesem Momente so zu Muthe sein, als müßte er seine eigenen Gedanken, die *wahren*, verachten!’ —

Herr Werder würde hiermit jedoch nur bewiesen haben, daß Hamlet sich wirklich anklagt und wirklich verachtet. Daß aber das, wessen er sich anklagt, nicht seine Schwäche, Unentschlossenheit oder Versäumniß, sondern seine Selbstüberwindung ist, daß sich in ihm der Naturtrieb der Rache gegen den Geist derselben empört — das beweist er uns nicht; wie es denn weder aus Hamlet's Worten, noch aus dessen Thun zu erkennen ist. Ebenso wenig, als sich in Hamlet, da er den

Polonius tödtete, der hierdurch von ihm beleidigte Geist der Rache, der nach Herrn Werder auch hier das Geständniß des Schuldigen und die öffentliche Anerkenntniß der Schuld vor der zu vollziehenden Strafe zu fordern hätte, gegen den Naturtrieb der Rache erhebt, der sich bei dieser in ihrem Ziele irrenden Gewaltthat geltend machte, erhebt dieser sich auch, als er unter ähnlichen Umständen seine ihm zwar verdächtigen, ihrer Schuld jedoch keineswegs überführten Schulfreunde opferte.

Herr Werder weiß freilich diese Schulfreunde, wie den Polonius, in den schwärzesten Farben zu malen, obschon die auf ihnen lastende Schuld ebenfalls, weder für Hamlet, noch für das dänische Volk irgend erwiesen oder erweisbar war. Und gerade nur dies — was ja nun einmal, nach Herrn Werder, der Geist der Gerechtigkeit und die tragische Würde so unerbittlich fordern soll — müßte doch *seinem* Hamlet, der ihr Vertreter und Märtyrer ist, müßte doch auch dem Dichter, falls er die Ansichten seines Auslegers theilte, hier vor Allem das Wichtigste sein. Es wäre denn, daß Shakespeare in dem einen Theile seines Gedichts eine ganz andere Weltanschauung als in dem anderen zur Darstellung bringen wollte.

Nach Herrn Werder fällt die Ermordung der beiden Schulfreunde, wenn überhaupt noch irgendwem außer ihnen selbst, nicht Hamlet, sondern nur dem König zur Last. 'Hamlet mußte so handeln, um seine Aufgabe *rein* und *würdig* lösen zu können.' Das nennt er *würdig* und *rein*! Während jedes gesunde Gefühl vor der furchtbaren Alternative erschrickt, in welche Hamlet sich hier durch sein Zaudern versetzt findet: entweder selber zu Grunde zu gehen, oder Jene zu opfern.

'Weil Hamlet — und wenn er juristisch auch anfechtbar wäre — der Gerechtigkeit dient, und weil Rosenkranz und Göludenstern — und wenn sie juristisch auch nicht anfechtbar wären — dem Prinzen entgegen dem Verbrecher dienen wider den Gott, der ihn verfolgt — darum fallen sie mit Recht!'

Mit *Recht* — das dürfte wohl nur behauptet werden, falls sie um das wahre Verhältniß Hamlet's zum Könige, um des letzteren Verbrechen gewußt hätten; von Herrn Werder insbesondere aber erst dann, wenn sie ihrer Schuld geständig wären, und ihre Schuld dem Auge der Welt offenbar gemacht worden wäre. Man wird sich überhaupt zu hüten haben, die göttliche Gerechtigkeit, wie sie sich im Zusammenhange der Welt- und Menschengeschicke offenbart, auf die subjektiven Beweggründe des sie etwa vermittelnden menschlichen Thuns zu übertragen. Richard III. ist darum nicht weniger ein Verbrecher, weil einzelne seiner Verbrechen gegen Diejenigen gerichtet sind, welche hierdurch die Strafe für eigene Vergehen erleiden. Einer solchen Verwechslung hat Shake-

speare sich selbst freilich nie, auch hier nicht, schuldig gemacht. Er stellt im Verlaufe der Handlung das Gewaltthätige und Verhängnißvolle von Hamlet's Verfahren immer wieder in's Licht. So läßt er durch seine Gefangennahme und die darauffolgende Rettung aus den Händen der Seeräuber erkennen, daß Hamlet's gegen Rosenkranz und Gildenstein verübte Arglist, doch nicht so nothwendig war, wie Herr Werder vermeint. Er weist nicht umsonst darauf hin, daß Hamlet, schon eh' er das Schiff bestieg, im Sinne hatte, der Arglist des Königs auch seinerseits Arglist entgegenzusetzen. Hätte Hamlet der Gerechtigkeit seiner Sache auch hier so vertraut wie Herr Werder uns dies bei anderer Gelegenheit von ihm glauben zu machen versucht, so würde dieses Vertrauen hier ungleich besser gerechtfertigt gewesen sein.

Allerdings gibt Hamlet selbst seinem Verfahren nachträglich eine ähnliche, es beschönigende Auslegung, indem er sagt:

‘Laßt uns einsehn,  
Daß Unbesonnenheit uns manchmal dient,  
Wenn tiefe Plane scheitern; und das lehr' uns,  
Daß eine Gottheit unsere Zwecke formt,  
Wie wir sie auch entwerfen' —

sowie:

‘Auch darin war des Himmels Vorsicht wach.’

Doch liegt es ihm fern die Vorsicht des Himmels mit seinem eigenen Thun zu verwechseln und sich für den Vollstrecker göttlicher Gerechtigkeit anzusehen. Auch hat Hamlet ein dunkles Bewußtsein davon, daß er einen Theil der Verantwortung an den neuen Freveln des Königs selbst übernommen habe. Daher er zu Horatio sagt:

‘Und ist es nicht Verdammniß, diesen Krebs  
An unserm Fleisch noch länger nagen lassen?’

Aber nicht sowohl darin liegt das Verhängnißvolle seines Thuns, daß er dem Auftrage des Geistes nicht nachkommt, als darin, daß er es zum Theil in einer von dessen Gebote abweichenden Weise thut, dabei aber doch wieder auf halbem Wege stehen bleibt. Schon durch seinen simulirten Wahnsinn, noch mehr durch das Schauspiel ruft er den Verdacht, die Arglist des argwöhnenden Königs wider sich auf. Statt diesem durch rasches Handeln zuvorzukommen, dringt er in verhängnißvoller Weise auf das Gewissen der Königin ein. Was er mit Ueberlegung zu thun sich gescheut, thut er jetzt in verblendeter Wuth. Ihr Hülfesruf wird ihm verderblich. Der Mord des Polonius, verbunden mit seinem Verhalten gegen Ophelia, liefert dem König neue Waffen gegen ihn in die Hand. Die Arglist des letzteren, die er gewähren läßt, drängt aber

auch ihn zu neuer Gewaltthat, die ihn bei seiner Rückkehr von England zu doppelter Eile auffordern sollte. Diese Rückkehr konnte überhaupt nur dann einen Sinn haben, wenn er zum Vollzuge der Rache vollkommen bereit war, jetzt, da er schriftliche Beweise gegen den König in Händen hat. Wie zeigt er sich aber auch hier wieder! Auf einem Kirchhofe, melancholischen Betrachtungen nachhängend, veranlaßt durch das Gepolter zweier Todtengräber, das ihn vielleicht in seinem Bericht an Horatio unterbrochen haben mochte, da wir ihn diesen in einer späteren Scene wieder aufnehmen hören. Während zur selben Zeit ein ungleich berechtigter Gegner, der gleich ihm den Tod eines Vaters, den Verlust einer Schwester zu rächen hat, zu rächen an ihm, sich dem Könige beigesellt, um, von diesem verführt, ihn mit den tückischsten Mitteln zu Grunde zu richten.

Wohl ist Hamlet bestürzt, da er sich plötzlich der Leiche Ophelia's gegenüber sieht, die ihm auch hier nur die *schöne* Ophelia ist. Dem Schmerz und den Verwünschungen des Laertes aber bietet er Trotz bis in's Grab. Die Aufgabe seines Lebens scheint ihm auch hierüber wieder völlig vergessen. Mit diesem setzt er auch sie wieder unbedenklich auf's Spiel —

‘Die Hand mir von der Gurgel’ usw.

Schon hier ist der König, wir hören es aus seinem Befehle, sie auseinander zu reißen, für des Laertes Leben besorgt. Obwohl aber Hamlet schwört, diese Sache mit ihm ausfechten zu wollen, bis seine Augenlider sinken, behält doch die Königin Recht, die beschwichtigend sagt:

‘So tobt der Anfall eine Weil’ in ihm,  
Doch gleich, geduldig wie das Taubenweibchen,  
Wann sie ihr goldnes Paar hat ausgebrütet,  
Senkt seine Ruh’ die Flügel.’

In der That finden wir ihn in der folgenden Scene schon wieder anderen Betrachtungen ganz hingegeben, der Erörterung des Anlasses und Zweckes seiner Rückkehr. Von Ophelia ist hier nicht mehr die Rede, selbst da nicht, wo er das Unheil zusammenfaßt, das ihm vom Könige kam, und welches zu rächen er jetzt nicht mehr beanstanden zu können glaubt. Gleichwohl geschieht es auf's neue. Obschon Horatio auf die Gefahr des Verzuges hinweist, da nur zu bald von England Nachrichten einlaufen könnten, tröstet er sich mit der Ausflucht, daß ihm die Zwischenzeit ja gehöre und für den Tod eines Menschen ein einziger Moment schon genüge. Er übersieht nur dabei, daß letzteres auch für ihn selbst seine Gültigkeit hat. Wogegen Herr Werder dieser Stelle durch künstliche Deutung einen seiner Meinung entsprechenden

Sinn zu verleihen weiß. Nur darauf habe der Dichter hier hinweisen wollen, daß auch jetzt für die Sache nichts gethan werden könne — ‘der Beweis, der alleinige Treffer’, wäre noch immer nicht da, daher auch Horatio sich rathlos zeige und sich so zeigen müsse.

Die charakteristische Eigenthümlichkeit von Hamlet's Wesen, jenes rasche und leichte Abspringen von seinen ursprünglichen Absichten und Zwecken, welches der Dichter, wie überhaupt, so auch hier und in der gleich darauf folgenden Scene mit Osrick wieder auf's schärfste beleuchtet, erklärt es nächst dem Bestreben, sich dem Laertes freundlich und versöhnlich zu zeigen, warum er sich der seltsamen Forderung des Königs, sich mit diesem in der Führung der Waffen zu messen, so willfährig zeigt, da er doch beiden zu mißtrauen hinlänglichen Grund hat und eine trübe Ahnung noch überdies seine Seele beschleicht. ‘Ich trotzte allen Vorbedeutungen, — hören wir ihn zu dem ihn zurückhaltenden Horatio sagen — es waltet eine besondere Vorsehung über den Fall eines Sperlings’ usw. Einem so fatalistischen Indifferentismus, den seine Aufgabe — oder doch der Erfolg dieser Aufgabe — so gar nicht zu kümmern scheint, sehen wir hier denselben Hamlet verfallen, der noch bei seiner Reise nach England sich seine Saumseligkeit mit den härtesten Worten zum Vorwurf machte, und dabei ausrief:

‘Gewiß, der uns mit solcher Denkkraft schuf  
Voraus zu schau'n und rückwärts, gab uns nicht  
Die Fähigkeit und göttliche Vernunft,  
Um ungebraucht in uns zu schimmeln.’

Herr Werder will zwar aus jenen Worten nur das Vorgefühl Hamlet's heraushören, dem Ziel seiner Aufgabe nahe zu sein. ‘Die Magie des Zieles ist es, von deren ewiger Gewalt schon jeder Nerv in ihm durchwirkt ist und unter deren lösendem Einfluß er steht — in Ohnmacht gebannt und doch unwittert wie vom Hauche unanfechtbarer Stärke und zweifellosen Gelingens. So sieht das aus — so abgrundstief im ewigen Sinne ist das alles!’

Arme Sterbliche, welche, gleich mir, des ergründenden Tiefsinns ermangeln, um dem Flug in diese Abgründe folgen zu können und die aus jener Betrachtung vor Allem nur das herauszuhören vermögen, wie sehr Hamlet auch hier wieder seine Aufgabe aus den Augen verlor! Wie beschämt müßten *wir* neben Herrn Werder stehen, wenn dessen Meinung durch Hamlet's Haltung in der Scene mit Osrick und bei dem darauf folgenden Zweikampf nur nicht allzusehr widerlegt würde. Auch diesem giebt Hamlet sich wieder mit einem Eifer hin, als ob es für ihn nichts Wichtigeres in der Welt gäbe — einem Eifer, der das Gelingen der gegen ihn gerichteten Arglist begünstigt, andererseits aber auch mit

die Ursache des Verderbens der Gegner wird. Nur in dem Eifer, Laertes an Geschicklichkeit zu übertreffen, entreißt er diesem durch einen Kunstgriff die vergiftete Waffe, mittelst welcher er ihn dann auch selber verletzt. Laertes, sein Schicksal erkennend, wird nun zum Verräther des Bubenstücks.

‘Die Spitze auch vergiftet! — ruft Hamlet empört, indem er den König durchsticht, — So thu’ denn Gift dein Werk!’

Wie er ohne jenes Bekenntniß, den an ihm begangenen Mord schwerlich noch rechtzeitig entdeckt haben würde, um ihn rächen zu können, so bleibt ihm auch jetzt nur noch Zeit, den an ihm selbst und an der Königin verübten Frevel des Königs zu rächen, ohne die eigentliche Aufgabe seines Lebens überhaupt, geschweige denn in dem ihm von Herrn Werder unterlegten Sinne erfüllen, und die diesen blutigen Vorgängen zu Grunde liegende erste Schuld durch das erzwungene Bekenntniß oder die zweifellose Ueberführung des Mörders vor dem Auge der Welt enthüllen zu können.

Man dürfte zwar aus der von Hamlet in so dringlicher Weise an Horatio gerichteten Bitte schließen, daß es ihm wirklich immer um diese Enthüllung mit zu thun gewesen sei, wenn diese Stelle nicht augenscheinlich nur den Zweck hätte, das Fehlschlagen seiner allzubedenklich verfolgten Absicht und Aufgabe ironisch zu beleuchten, da er sich jetzt an dem Ziel seines Lebens, statt diese Aufgabe vollführt und die an dem Vater verübte Blutschuld gerächt zu haben, selbst mit Blutschuld bedeckt und sein Gedächtniß der Mißdeutung preisgegeben sieht.

Ob man dem Berichte Horatio’s allseitig Glauben schenken wird? Herr Werder ist dessen gewiß — und muß es sein, weil es das Einzige ist, was seiner Auffassung noch einigen Halt giebt. Der Dichter selbst aber legt ein so geringes Gewicht darauf, daß er es mit keinem Worte weiter berührt. In Wahrheit konnte Horatio sich nur auf die Mittheilung des Prinzen berufen, dessen Aussagen bei dem dänischen Volke nach Herrn Werder doch so wenig auf Beachtung zu rechnen haben sollten.

Die Schlußrede Horatio’s:

‘Und laßt der Welt, die *noch nicht weiß*, mich sagen,  
Wie alles dies geschah; so sollt ihr hören  
Von Thaten, fleischlich, blutig, unnatürlich,  
Zufälligen Gerichten, blindem Mord;  
Von Toden, durch Gewalt und List bewirkt,  
Und Planen, die verfehlt zurückgefallen  
Auf der Erfinder Haupt —’

weist aber indirekt darauf hin, daß er von dem, was nach Herrn Werder's Ansicht das Wesentliche des Vorgangs sein müßte, von dem heimlichen Märtyrerthum Hamlet's im Dienste der göttlichen Gerechtigkeit, wohl selbst ebenso wenig etwas erfahren haben muß als wir.

Herrn Werder's Ansicht über das Hamlet-Drama gipfelt in dem Satze — daß, wenschon alle Tragödie Verkündigung der Gerechtigkeit sei, es sich hier doch noch insbesondere um ein durch eine Missethat aufgerufenes *göttliches* Gericht handle, weil Menschliches sich ohnmächtig zeige. Hamlet sei demnach nur deshalb zum Vollstrecker der göttlichen Gerechtigkeit erwählt, um die Unzulänglichkeit der menschlichen sichtbar zu machen. Sein Pathos sei nur Selbstüberwindung, denn seine Aufgabe sei immer nur die, der göttlichen Gerechtigkeit, die er vollstrecken solle und niemals vollstrecken könne, nicht vorzugreifen. (Das klingt, als ob er es *doch* könne.) Der einzige Fehler, den er gegen den Geist dieser Aufgabe begehe, indem er dem Naturtrieb der Rache folge — der Fehlstoß, der den Polonius tödtet — sei aber gleichwohl gerade das, wodurch er ihr am meisten diene. In ihrem Dienste und zu ihrer Verherrlichung nehme er diese Blutschuld auf sich und erleide in Folge derselben den Märtyrertod. Seine Aufgabe zu vollführen aber gelinge ihm erst durch höhere Hülfe, durch die Mitwirkung eines unsichtbaren Bundesgenossen. Und dieser geheimnißvolle Mitspieler des Stückes sei *Gott!* —

Worin besteht diese Hülfe? 'In einem Vorgange, der — wie Herr Werder sagt — viel wunderbarer ist, als eine Geistererscheinung, als das Umgehen des gespenstischen Klägers, der die Aufgabe bringt: darin, daß die waltende Macht das Gemeinste und Nächste zu ihrer Verkündigung benutzt; daß sie den *Feind*, den *Verbrecher* veranlaßt, aus dem eigensten Hange seiner Natur her, wider sich selbst, dem Rächer auf halbem Wege entgegen, ihm in seinem verzweifelten Geschäfte zu Hülfe zu kommen, zu Hülfe wider sich selbst; dazu den Verbrecher veranlaßt, ihn in's Verderben lockend durch Vorfälle von scheinbar unverfänglicher Art, die, zerstreut und einander fremd, von selbst kommen, ungewollt, unerwartet, und nach dem, was sie vermögen oder sollen, unerkennbar; Vorkommnisse, die wir Zufälle nennen, und die für Hamlet alle zu Geisterarmen werden, die ihn vorwärts tragen wie im Sturm an sein Ziel. Diese Zufälle sind der übersinnliche Punkt. In ihnen schreitet die Vehme, die heilige, die hier in Thätigkeit ist, einher. Sie bilden das Schicksal!'

Ist dies aber in solchem Umfange auch wahr?

Verständigen wir uns zunächst etwas mehr über die Bedeutung, die wir dem Begriffe 'Zufall' geben. Im Sinne eines absolut grundlosen Geschehens oder Ereignens giebt es überhaupt keinen Zufall. Wir ver-

stehen darunter vielmehr nur das Zusammenfallen zweier oder auch mehrerer bis dahin in keinerlei Beziehung zu einander stehender Causalitätsreihen, ein in einen Vorgang eingreifendes Geschehen also, dessen Grund nicht mehr innerhalb der Sphäre dieses Vorgangs selbst, sondern außer ihr liegt. In Ansehung dieses Vorgangs stellt sich dieses Geschehen in der That als grundloses Geschehen dar. Um aber in solchen Ereignissen die Eingriffe einer höheren Macht, die Hülfe göttlicher Gerechtigkeit sehen zu können, müßten diese Zufälle auch selbstwirkend und in entscheidender Weise in die Vorgänge eingreifen. Solcher Art würde z. B. der Zufall sein, der in der Gestalt eines Blitzstrahls einen Verbrecher in irgend einem entscheidenden Momente niederstreckte. Dergleichen Wirkungen des Zufalls haben wir aber in Hamlet keineswegs zu beobachten, wie sie dem Begriffe des Tragischen im Drama auch völlig zuwider sind und von ihm ausgeschlossen werden. Der Zufall selbst aber wird es darum noch nicht — nur darf er darin immer nur Eingang finden insofern er, wie Posa es ausdrückt, als

‘der rohe Stein,

Der Bildung annimmt unter Künstlers Hand,’

benutzt wird; d. h. es darf sich in der Tragödie nie um unmittelbare Wirkungen des Zufalls, sondern nur darum handeln, wie das Eintreten desselben in einen Vorgang und die etwa hierdurch bedingten Wirkungen von den darin in Handlung begriffenen Personen nach ihren individuellen Charakteren, Leidenschaften und Absichten benutzt werden. In solcher Beziehung hat Shakespeare allerdings, doch nicht nur im Hamlet, sondern in verschiedenen Tragödien — ich erinnere nur an Romeo und Julia — vom Zufall in höchst bedeutungsvoller Weise Gebrauch gemacht. In ersterem lassen sich, wie ich denke, im ganzen nur drei verschiedene Ereignisse ausfindig machen, denen der Charakter des Zufälligen, im vollen Sinne des Wortes, beigelegt werden darf: die Ankunft der Schauspieler, die Hamlet zur Ueberführung des Königs benutzt — der Umstand, daß er in seines Vaters Petschaft das dänische Reichssiegel mit sich führt (was übrigens nicht einmal ganz zufällig zu sein brauchte, wenn Hamlet nicht selbst ausdrücklich darauf hinwies) — und endlich der Kampf mit den Korsaren, in deren Gefangenschaft Hamlet durch sein Ungestüm geräth, aus der er sich dann aber wieder zu befreien weiß.

In allen drei Fällen sind es nicht die unmittelbaren Wirkungen der eintretenden zufälligen Umstände, sondern nur die Art, wie sie von Hamlet ergriffen und benutzt werden, was für die weitere Entwicklung der Begebenheiten von entscheidender Wichtigkeit ist.

Ein viertes rein zufälliges Ereigniß hat früher noch in der Ver-

wechslung der beiden Rappiere, erblickt werden können. Heute, wo wir durch Herrn von Friesen wissen, daß es sich hierbei um ein von Hamlet beabsichtigtes Fechtmanöver handelte, durch welches er seine Ueberlegenheit über Laertes an den Tag legen wollte, erscheint das Moment des Zufälligen in dieser Begebenheit nur äußerst beschränkt. Sie bietet sich in einem gewissen Sinne als Gegenstück zu der Ermordung des Polonius dar. War dort der Mord zwar beabsichtigt, Polonius aber nicht das Objekt dieser Absicht — so wird dagegen hier die Ueberwindung des Laertes, nicht aber dessen Ermordung von Hamlet bezweckt.

Wohl sehen wir in diesem Stücke:

‘Daß Unbesonnenheit uns manchmal dient,  
Wenn tiefe Plane scheitern — und  
Daß eine Gottheit unsre Zwecke formt,  
Wie wir sie auch entwerfen.’

Nur daß sich dies in einem wesentlich andern Sinne als Herr Werder diesen Worten hier giebt und durch andere Fügungen als die des bloßen Zufalls vollzieht. Wie in allen andern Tragödien des Dichters treten uns diese auch hier nur insoweit es das Wesen des Dramas gestattet, daher vorzugsweise aus der Natur des handelnden Menschen entgegen, aus der Shakespeare ja immer nicht bloß die tragischen Konflikte, sondern auch deren endliche Lösung entwickelt. Es geschieht durch die Art, wie sich nach inneren und äußeren Gesetzen die Handlungen der Menschen verknüpfen und ihre Rückwirkung auf diese letzteren selbst wieder ausüben. Shakespeare stellt uns das Schicksal, welcher Art sein Walten auch sonst immer sein mag, in seinen Tragödien nur in so weit dar, als es in des Menschen eigene Brust *mit* gelegt worden ist und ihn durch seine eigenen Handlungen richtet.

Wenn hiernach die von Herrn Werder aufgestellte Ansicht nicht nur durch das Einzelne dieses Dramas, sondern auch durch den Geist, der das Ganze durchdringt, auf das entschiedenste widerlegt wird, so fragt es sich doch, ob diese Dichtung durch den ihr von ihm unterlegten Grundgedanken nicht erst, wie er behauptet, die Bedeutung einer tragischen Handlung von unergründlichem Tiefsinn gewinne, und ob es daher nicht ersprießlich wäre, uns seiner Auffassung gefangen zu geben, gleichviel, wie sehr sie auf Täuschung beruht.

Ich meinerseits kann nicht einräumen, daß dieser Gedanke der Dichtung wirklich eine so große Bedeutung verliehe. Die göttliche Gerechtigkeit, wie sie der Dichter nach ihm zur Darstellung gebracht haben soll, würde hierdurch im Gegentheil in einem überaus zweideutigen Lichte erscheinen.

Oder entspricht es dem Geiste, entspricht es der Würde göttlicher Gerechtigkeit, sie darzustellen, als ob sie in ihrem Walten auf Erden abhängig sei von der Anerkenntniß eines Volkes, wie Herr Werder die Dänen schildert; als ob sie, das eine Verbrechen zu sühnen, erst selbst wieder neuer Verbrechen bedürfe — zu ihrer Verherrlichung nicht nur den Sturz des Schuldigen, sondern auch den Fall Schuldloser, ja sogar Dessen erheische, den sie zum Vollzieher ihres Rächeramtes auf Erden erkor und den sie, weil er dieser Vollzieher nie werden kann und wenigstens nicht wird, hierdurch nicht sowohl zum Märtyrer als zum bloßen Opfer ihrer Sache macht? Entspricht es jenem Geiste und jener Würde, daß sie zuletzt, nachdem sie, um sich dem Auge der Welt im vollen Glanze zu enthüllen, Verbrechen auf Verbrechen und Leichen auf Leichen hat häufen lassen — noch immer eines Erklärers dazu erst bedürfen soll?

Auch Hamlet gewinnt durch die Werder'sche Auffassung nicht — wenigstens nicht als tragischer Charakter. Wie wäre es auch möglich, sich für einen Menschen zu interessiren, der fort und fort sein wahres Wesen unter einem seiner Sache widersprechenden Scheine verbirgt und den wahren Konflikt, der seine Seele zerreißt, überall sorgsam verhüllt, um einen ihm fremden uns vor Augen zu stellen?

Am wenigsten aber gebe ich zu, daß es der Shakespeare'schen Dichtung, falls man sie nicht im Lichte der Werder'schen Auffassung betrachtet, an tragischer Würde gebräche, daß Hamlet dann wirklich nur wäre, was, nach ihm, die Kritik aus demselben gemacht haben soll — nämlich 'ein Narr, ein Unwesen, das als Hauptfigur dieses Trauerspiels unter der Kritik wäre.' Die Wucht dieses Trumpfs, fällt vielmehr, da das Stück seine Auffassung überall widerlegt, auf Herrn Werder zurück.

Auch ohne diese Auffassung ist es möglich, in diesem Drama eine der tiefstnigsten, an die letzten Fragen der Menschheit rührende Dichtung, in Hamlet aber einen Charakter zu bewundern, der uns die tiefste menschliche Theilnahme abnöthigt. Herr Werder hätte dies schon der Stelle entnehmen können, welche er, freilich in einem andern Sinne, für die bedeutendste der Goethe'schen Auffassung hält. Sie lautet wie folgt:

'Es gefällt uns so wohl, es schmeichelt so sehr, wenn wir einen Helden sehen, der durch sich selbst handelt, der liebt und haßt, wenn es ihm das Herz gebietet, der unternimmt und ausführt, alle Hindernisse abwendet und zu einem großen Zwecke gelangt. Geschichtschreiber und Dichter möchten uns gern überreden, daß ein so stolzes Loos dem Menschen fallen könne. Hier werden wir anders belehrt. Der Held hat keinen Plan, aber das Stück ist planvoll. Hier wird nicht etwa nach einer starr und eigensinnig durchgeführten Idee von Rache ein Bösewicht

bestraft; nein, es geschieht eine ungeheure That, sie wälzt sich in ihren Folgen fort, reißt Unschuldige mit; der Verbrecher scheint dem Abgrunde, der ihm bestimmt ist, ausweichen zu wollen, und stürzt hinein, eben da, wo er seinen Weg glücklich auszulaufen gedenkt. Denn das ist die Eigenschaft der Greuelthat, daß sie auch Böses über den Unschuldigen, wie der guten Handlung, daß sie viele Vortheile auch über den Unverdienten ausbreitet, ohne daß der Urheber von Beiden oft weder bestraft noch belohnt wird. Hier in unserm Stücke wie wunderbar! Das Fegefeuer sendet seinen Geist und fordert Rache, aber vergebens! Weder Irdischen noch Unterirdischen kann gelingen, was dem Schicksal allein vorbehalten ist. Die Gerichtsstunde kommt. Der Böse fällt mit dem Guten. Ein Geschlecht wird weggemäht, und das andere sproßt auf!

Die Stelle leidet (für sich allein betrachtet) an einiger Unklarheit, und Herr Werder hat dies, besonders die Worte: 'Weder Irdischen noch Unterirdischen kann gelingen, was dem Schicksal allein vorbehalten ist' in seinem Sinne gedeutet. Sie werden aber durch jene andere Stelle Goethe's: 'Das Unmögliche wird von ihm (Hamlet) gefordert, nicht das Unmögliche *an sich*, sondern das, was *ihm* unmöglich ist' näher bestimmt.

Wie in allen anderen Tragödien Shakespeare's enthüllt sich auch hier eine Macht, die stärker ist als die Absichten und Pläne des *einzelnen* Menschen; sie offenbart sich aus der Art, wie sich dessen Handlungen mit den Handlungen Anderer, ohne sein Zuthun, unvorgesehen und ungeahnt, verknüpfen und ihn hierdurch zu neuen entscheidenden Entschlüssen und Handlungen drängen, mögen sie nun im Thun oder Unterlassen bestehen. In diesem Sinne hat wohl auch Goethe das Stück planvoll genannt, während sein Held planlos handle.

Von einem bestimmten Plane der Gottheit aber, in dieser bestimmten Sache ihre Gerechtigkeit auf Erden offenbar zu machen und sich hierzu in dem Prinzen den Vollstrecker zu erwählen — von einer in diesem Sinne vom Prinzen erfaßten Lebensaufgabe ist bei Goethe ebenso wenig wie bei Shakespeare selber die Rede. Nichts widerspricht der Werder'schen Unterstellung so sehr, als daß es zur Lösung dieser Aufgabe im Stück gar nicht kommt, daß die göttliche Gerechtigkeit sich in der von ihm geforderten Weise gar nicht enthüllt — daß sie daher ebenso wie Hamlet noch eines Erklärers bedürfen würde — und daß ihr Horatio, welchen dieser hierzu erwählt, diesen Dienst nicht einmal leisten könnte.

---